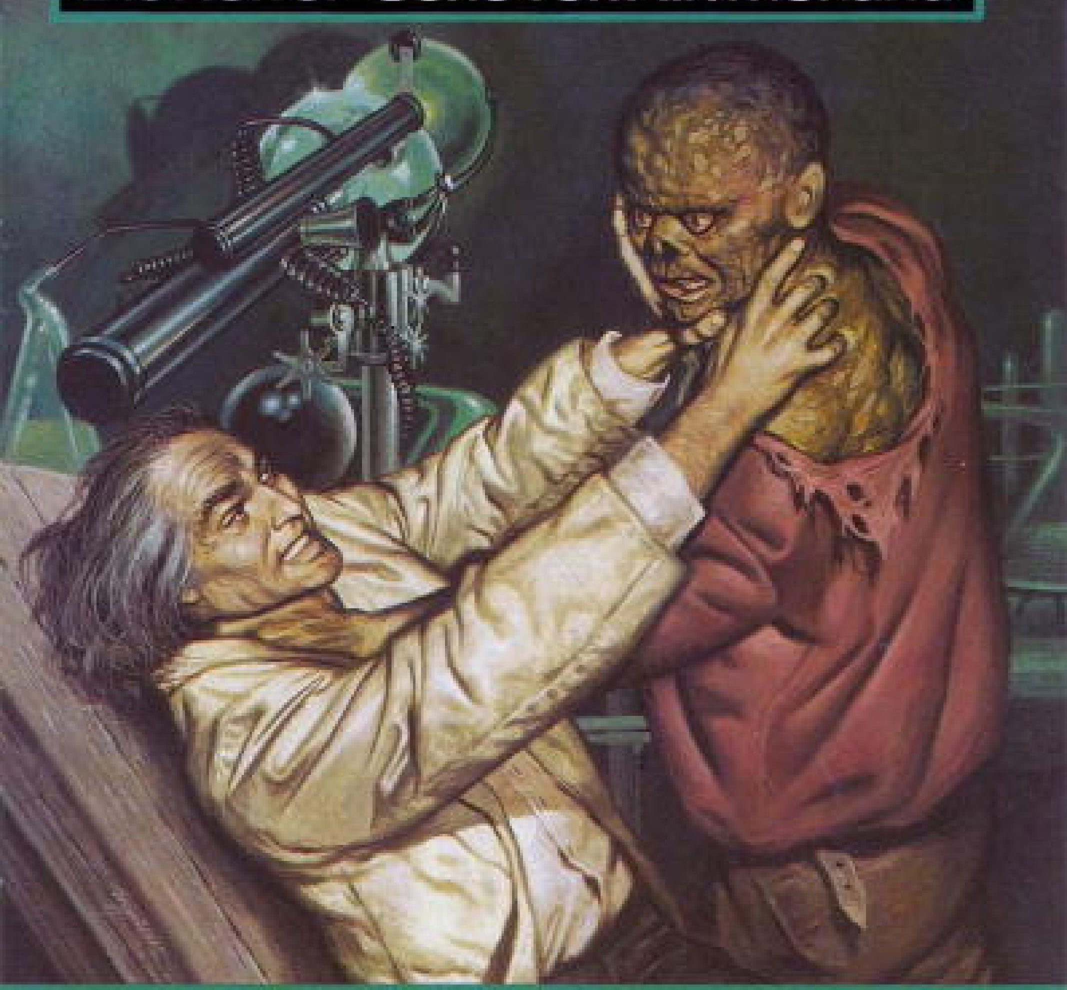
1,60 DM / Band 37
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland



Die Kamikaze-Monster



Die Kamikaze-Monster

Tony Ballard Nr. 37

Teil 1/2

von A.F.Morland

erschienen am 17.02.1984

Die Kamikaze-Monster

Die beiden finsteren Gestalten dienten einem Herrn, der sich die Erde Untertan machen wollte, der über einen genialen Verstand und eine schreckliche Waffe verfügte. Ihre Lederkleidung trug seine Initialen: PK. Wer dieser PK war, sollte Tony Ballard auf tragische Weise erfahren. Denn einer seiner besten Freunde, Lance Selby, war in der Gewalt des größenwahnsinnigen Genies. Und durch ein teuflisches Serum sollte er zu einer lebenden Waffe werden – zu einem Kamikaze-Monster…

An der Tür stand: »Dr. Wim Wissney – Facharzt für Zahnheilkunde«. Niemand trat gern über diese Schwelle, denn was ihn in Dr. Wissneys Praxis erwartete, war nicht nach jedermanns Geschmack.

Allein der Glasschrank, in dem Dr. Wissneys »Arbeitsgeräte« aufbewahrt wurden, rief bei vielen Patienten schon ein mulmiges Gefühl hervor. Ganz zu schweigen von den beiden modernen Folterstühlen, auf denen der Zahnarzt schon eine Vielzahl von Menschen hatte leiden lassen.

Kinder, Greise, Männer, Frauen – er machte keinen Unterschied.

Obwohl er schon so vielen Menschen Schmerzen zugefügt hatte, tat er es niemals gern. Bei vielen hatte er sogar seelisch mitgelitten.

Er peinigte seine Patienten, um ihnen zu helfen. Es ging nicht anders; man kam um den Schmerz nicht herum. Manche verlangten eine Spritze, damit sie nichts spürten, doch Dr. Wissney gab sie nicht gern, denn der Schmerz war für ihn ein Signal, der ihm verriet, wie tief er bohren durfte.

Wenn der Patient nichts spürte, konnte das Loch im Zahn zu tief ausfallen, und dann stellten sich zu Hause – wenn die Wirkung der Injektion nachließ – die Schmerzen, die man umgehen wollte, erst recht ein.

Nein, wenn es sich vermeiden ließ, gab Dr. Wissney den Leuten lieber keine Spritzen, dafür aber den aufmunternden Rat: »Beißen Sie die Zähne zusammen und machen Sie den Mund auf.«

Er war ein weißhaariger Mann mit einem unübersehbaren Bauch.

Man hätte ihm nicht zugetraut, daß er trotz des Übergewichts noch ein äußerst reger, sportlicher Mensch war.

Einmal in der Woche traf er sich mit Freunden. Im Winter in der Sporthalle, im Sommer im Freien. Und dann wurde mit gesundem Ehrgeiz Fußball gespielt, daß die Fetzen flogen und die Zähne wackelten.

Außerdem spielte Dr. Wissney leidenschaftlich Tennis, und am Wochenende gehörte seine ganz große Liebe den Pferden. Er war ein passionierter Reiter.

Für gewöhnlich unterstützte ihn eine Assistentin bei der Arbeit.

Heute stand sie ihm nicht zur Verfügung. Ein heimlicher glühender Verehrer hatte ihr eine Opernkarte geschickt, und da May Biggs nicht einfach von der Arbeit aus in die Oper gehen konnte – es waren schließlich umfassende Vorbereitungen dafür nötig –, schickte Dr. Wissney sie schon am frühen Nachmittag nach Hause. »Wie ich Sie kenne, möchten Sie vor dem Opernbesuch noch unbedingt zum Friseur gehen«, hatte er gesagt. »Man muß dem Fest schließlich einen gebührenden Glanz geben, nicht wahr? Wer in Jeans in die Oper geht, der stiehlt sich selbst die Atmosphäre. Da heute ohnedies nicht viel Arbeit anfällt, können wir es riskieren, daß Sie nach Hause gehen. Ich

wünsche Ihnen viel Vergnügen für den heutigen Abend. Was wird denn gegeben?«

»Aida.«

»Großartig. Ich beneide Sie.« Damit verabschiedete sich Dr. Wissney von seiner Assistentin.

Eine Stunde nach May Biggs' Abgang erhielt er unliebsamen Besuch. Zwei Männer waren es. In schwarzes Leder gekleidet, mit Tüchern maskiert – und mit einem gelben PK-Emblem auf der Brust, zwei ineinander verschlungene Buchstaben.

Sie hatten sich unbemerkt Einlaß in die Ordination verschafft, stürmten durch das leere Wartezimmer und rammten die Tür zur Praxis auf.

Wissney, der soeben zusammenstellte, was der Bote des Zahntechnikers morgen abholen würde, fuhr erschrocken herum und blickte in zwei Revolvermündungen.

***

»Was soll dieser lächerliche Auftritt?« fragte Dr. Wim Wissney scharf, sobald er sich einigermaßen gefaßt hatte.

»Schnauze, Doc!« herrschte ihn einer der beiden Maskierten an.

»Dies ist eine Zahnarztpraxis – keine Bank! Bei mir gibt es nichts zu holen.« Dr. Wissney dachte nicht daran, den Mund zu halten. Er sagte sich, er dürfe keine Angst zeigen, sich selbst von zwei Revolvern nicht einschüchtern lassen.

»Wir wollen kein Geld.«

»Sagen Sie nicht, daß Sie die Absicht hätten, sich auf diese Weise eine Gratisbehandlung zu erzwingen!«

»Die Behandlung kriegst du, und zwar von uns! Rüber da! Zu deinem Marterstuhl!«

Wissney setzte sich in Bewegung.

»Also, ich habe schon viel gehört«, sagte er, »aber daß ein Zahnarzt in seiner Praxis überfallen wird… Soll das ein Racheakt sein? Waren Sie schon mal bei mir in Behandlung?«

»Du redest zuviel, Onkel! Setz dich! Wir sind nicht hier, um dämliche Fragen zu beantworten.«

»Jemand bezahlt Sie für das, was Sie tun.«

»Sehr schlau. Bist du ganz allein draufgekommen?« spottete einer der Maskierten.

Sein Komplize versetzte dem Zahnarzt einen derben Stoß. Wim Wissney landete im Behandlungsstuhl. Der Bursche, der offensichtlich das Sagen hatte, lachte und griff nach dem Bohrer.

»Nun mach mal schön den Mund auf, Doktorchen.«

Wissney wurde blaß. Er preßte die Lippen zusammen, während ihm der kreischende, pfeifende Bohrer immer näher kam. Obwohl ihm

dieses Geräusch, das die mutigsten Männer schwach werden läßt, vertraut war, jagten jetzt doch eiskalte Schauer über seinen Rücken.

»Was sagt man dazu? Jetzt hat er die Hosen voll. Es ist leichter, andere zu quälen, als selbst auf diesem Marterstuhl zu sitzen, was?«

Wim Wissney hatte noch nie ein Hehl daraus gemacht, daß auch er Angst vorm Zahnarzt hatte. Auch er kam nicht darum herum, von Zeit zu Zeit die Praxis eines seiner Kollegen aufzusuchen. Auch ihm stand der Schweiß auf der Stirn, wenn's mit dem Bohren losging.

Aber es mußte sein. Er konnte schließlich nicht mit verfaulten Zähnen seine Patienten behandeln…

»Na schön, wenn du den Mund nicht aufmachst, bohr' ich durch die Wange«, sagte der Maskierte.

Wissney riß die Augen auf. Der zweite Maskierte packte ihn und hielt ihn fest. Kraftvoll drückte ihn der Mann in den Behandlungsstuhl. Dem Arzt blieb die Luft weg.

Starr war sein Blick auf den Bohrer gerichtet, der nur noch wenige Millimeter von seiner Wange entfernt rotierte. Gleich würde er die Haut berühren.

»Ist Angst nicht etwas Wunderbares?« fragte der Maskierte. »Man fühlt sich so erleichtert, wenn sie zu Ende ist.«

»Was… Was wollen Sie von mir? Warum tun Sie das?« keuchte Wissney. »Sie müssen dafür doch einen Grund haben.«

»Wir befriedigen nur unseren Spieltrieb«, sagte der Kerl und lachte, nahm die Hand mit dem Bohrer zurück, und das nervtötende Pfeifen hörte auf.

Für einen Augenblick herrschte Stille. Grabesstille.

»Wer sind Sie?« fragte Wim Wissney heiser.

»Freunde der Menschheit«, behauptete der Maskierte, und das war wohl der größte Witz.

»Was hat dieses Emblem auf Ihrer Brust zu bedeuten?«

»PK! Sieh es dir gut an!« sagte der Mann. »PK! Es wird noch viel von sich reden machen!« Er wandte sich an seinen schweigsamen Komplizen. »Feßle ihn!«

Der andere Maskierte zog eine solide, rote Nylonschnur aus der Tasche und band dem Arzt Hände und Füße zusammen. Mit einer zweiten Schnur fesselte er den Zahnarzt auf den Behandlungsstuhl.

Damit Dr. Wissney nicht um Hilfe rufen konnte, wurde ihm der Mund mit einem breiten Pflasterstreifen zugeklebt.

Die Maskierten steckten ihre Revolver ein.

»Das war's dann«, sagte der Sprecher. »Jetzt kannst du mal testen, wie bequem der Behandlungsstuhl ist. Viel Vergnügen.«

Die Kerle gingen, ließen Wim Wissney allein in seiner Praxis zurück. Der Arzt sah keinen Sinn in diesem Überfall. Er hatte dafür nur eine Erklärung: Die beiden mußten verrückt sein.

Entsprungene Irre.
Aber das waren sie nicht.

***

Diese Zahnschmerzen.
Oh, diese verfluchten, bohrenden, ziehenden, pochenden Zahnschmerzen. Sie konnten einen Mann ganz schön fertigmachen. Der Parapsychologe Lance Selby war nahe daran, die Wände hochzugehen.
Er war allein zu Hause. Oda, seine rothaarige Freundin – eine weiße Hexe –, besorgte sich gerade in der städtischen Leihbücherei neuen Lesestoff.
Für 19 Uhr waren sie verabredet. Lance hatte durch einen glücklichen Zufall Karten für ein Open-air-Konzert aufgetrieben, obwohl die Veranstaltung eigentlich schon seit Wochen ausverkauft war.
Und nun diese rasenden Zahnschmerzen. Lance Selby rannte wie ein gereizter Tiger hin und her. Noch nie hatte er so furchtbare Schmerzen gehabt.
Ganz plötzlich hatten sie eingesetzt. Schlagartig. Dabei war Lances Gebiß mit Sicherheit in Ordnung. Er ließ es viermal jährlich von Dr. Wim Wissney kontrollieren.
Auf seine Zähne war Lance Selby stolz. Er putzte sie zweimal täglich, und nachdem er Süßigkeiten gegessen hatte, sogar noch mal zwischendurch. Deshalb konnte er nicht begreifen, wieso ihn auf einmal so heftige Schmerzen plagten.
Er spülte mit Kamillentee, rieb das Zahnfleisch mit Zitronensaft ein – nichts half.
»Irgend etwas muß mit diesen verdammten Kaugummis nicht in Ordnung gewesen sein«, stöhnte der Parapsychologe.
Vor einer halben Stunde hatte ein junger Mann an der Tür geschellt.
»Professor Lance Selby?« fragte er.
»Steht vor Ihnen«, antwortete der Parapsychologe lächelnd.
»Ich bin Student, Sir…«
»Welche Fakultät?«
»Medizin. – Da meine Eltern mit irdischen Gütern nicht gerade reich gesegnet sind, bin ich gezwungen, mir etwas dazuzuverdienen.«
»So ging's mir auch«, sagte Lance Selby.
Der junge Mann lächelte. »Dann darf ich hoffen, daß Sie mir die Tür nicht auf die Nase schlagen.«
»Kommt darauf an, was Sie von mir wollen. An Büchern oder diversen Zeitschriften bin ich nicht interessiert.«
»Keine Angst, Professor, ich will Ihnen nichts verkaufen. Wir führen einen Geschmackstest durch. Eine bekannte Süßwarenfirma, deren

Namen ich heute nicht nennen werde, möchte ihr Angebot erweitern. Würden Sie mir bitte sagen, welcher der drei Ihnen am besten schmeckt?«

Lance testete die drei Kaugummis und entschied sich für den roten. Der Student trug das Ergebnis in eine Liste ein.

»Vielen Dank, das war's dann schon«, sagte der junge Mann. »Die Firma wird sich für Ihre Mühe erkenntlich zeigen. Sobald das neue Produkt auf dem Markt ist, wird man Ihnen monatlich ein kleines Anerkennungspäckchen zuschicken, und das ein ganzes Jahr lang.«

»Sehr spendabel«, sagte Lance Selby. »Alles Gute noch für Ihr Studium.«

»Danke, Sir.«

Und nun, eine halbe Stunde nach dem Geschmackstest, rebellierten die Zähne des Parapsychologen. War wirklich mit dem Kaugummi irgend etwas nicht in Ordnung?

Lance hatte nicht einmal die Möglichkeit, die Firma anzurufen und sich zu beschweren, denn er kannte ihren Namen nicht. Der junge Mann war angewiesen, den Firmennamen zu verschweigen, damit die Testpersonen völlig unvoreingenommen entschieden.

Der Parapsychologe schüttelte mit schmerzverzerrtem Gesicht den Kopf. Er konnte nicht einmal lokalisieren, welcher Zahn ihm wehtat.

Es bohrte und pochte überall.

»Ich halt's nicht mehr aus!« stöhnte Lance Selby.

Er holte Kugelschreiber und Papier, hinterließ für Oda eine kurze Nachricht und verließ dann sein Haus in der Chichester Road. Im Moment dachte er nicht an das Open-air-Konzert, auf das sich seine Freundin schon so sehr freute. Er dachte nur an Dr. Wissney, der ihm irgendwie helfen mußte.

Er stieg in seinen Wagen und fuhr los, ein wenig unkonzentriert.

Eigentlich hätte er in seinem Zustand lieber mit dem Taxi fahren oder zu Fuß gehen sollen.

Glück im Unglück: Er fand zehn Schritte von Wim Wissneys Ordination entfernt eine Parkmöglichkeit, stieg aus, warf die Tür achtlos hinter sich zu und verschwand in einem alten, dreistöckigen Haus.

Es gab zwar einen Fahrstuhl, aber der funktionierte schon seit Jahren nicht mehr. Da den Mietern eine Reparatur zu teuer war, ließ man das alte Museumsstück langsam vor sich hinrosten.

Lance Selby lief die Treppen zur zweiten Etage hoch. Der Schmerz pochte sofort heftiger. Verdammt, am liebsten hätte er sich alle Zähne herausreißen lassen.

Der Parapsychologe erreichte die dunkelbraun lackierte Tür, die in Dr. Wim Wissneys Ordination führte. Ein Zettel klebte daran. Lance las, was darauf stand:

»Die Ordination ist vorübergehend geschlossen. Wenden Sie sich in dringenden Fällen an Dr. Clive Jordan…« Es folgte eine Adresse in der Nähe.

»Auch das noch!« stöhnte Lance Selby. Er hätte vor Wut und Enttäuschung am liebsten mit der Faust gegen die Tür geschlagen.

Seit vielen Jahren war er Dr. Wissneys Patient. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier… Es widerstrebte ihm, sich jetzt zu einem anderen Zahnarzt zu begeben. Zu einem Fremden. Zu einem Arzt, der vielleicht noch gar keine Erfahrung hatte. Ein Neuer …

Aber der Schmerz ließ nicht locker und zwang ihn, Dr. Clive Jordans Praxis aufzusuchen. Wieder fuhr er mit dem Wagen, obwohl es nicht weit war.

Dr. Clive Jordans Praxis befand sich im Erdgeschoß. Kein Treppensteigen. Wenigstens ein Lichtblick. Lance läutete. Ein bildschönes Mädchen öffnete die weiße Tür. Sie hatte unwahrscheinlich weiße, regelmäßige Zähne. Eine echte Reklame für einen Zahnarzt.

»Ja, bitte, Sir.«

»Ich habe entsetzliche Zahnschmerzen…«

»Sind Sie ein Patient von Dr. Jordan?«

»Nein, von Dr. Wissney, aber der hat seine Praxis vorübergehend geschlossen. Kann Dr. Jordan mir helfen?«

»Ich werde sehen, was ich für Sie tun kann. Wie ist Ihr Name?«

»Ich bin Professor Lance Selby.«

»Professor?« fragte das Mädchen aufhorchend.

»Parapsychologie.«

»Oh, wie interessant. Hatten Sie schon mal mit Geistern oder Dämonen zu tun?«

»Die Schmerzen, Schwester…«

»Entschuldigen Sie«, sagte das brünette Mädchen und führte Lance Selby in ein leeres Wartezimmer. Kaum hatte sich der Parapsychologe gesetzt, da öffnete sich die Tür zum Behandlungsraum, und das Mädchen erschien mit einem freundlichen, aufmunternden Lächeln.

»Professor Selby, bitte.«

»Ja.« Er erhob sich und eilte an ihr vorbei. Ein großer, kräftiger, dunkelhaariger Mann wandte sich ihm zu. »Guten Tag, Doktor«, sagte der Parapsychologe.

Clive Jordan wies auf den modernen Behandlungsstuhl und forderte Lance auf, Platz zu nehmen. »Na, wo tut’s uns denn weh?«

erkundigte er sich.

Der Strahler! Dieses Licht! schrie es in Lance Selby. Verflogen war auf einmal der Schmerz. Er sah nur das Licht der Lampe, die sich über ihm befand, und dieses Licht wurde immer greller.

Bildete er sich das nur ein? Hatte ihn der Zahnschmerz um den

Verstand gebracht? Die Konturen der Lampe zerflossen, gingen auf in diesem grellen Schein, der sich in Lance Selbys Augen hinabsenkte.

Er fühlte sein Inneres auf eine unerklärbare Weise ausgeleuchtet.

Das Strahlen und Gleißen war nun auch schon in seinem Kopf. Es entwickelte eine kalte Hitze.

Tatsächlich! Eine eiskalte Hitze! So etwas Irrsinniges!

»Wollen Sie mir nicht sagen, wo's wehtut?« hörte Lance den Zahnarzt fragen.

Er hörte ihn noch, aber er konnte ihn nicht mehr sehen. Er hörte auch das Mädchen. Es kicherte.

Was war hier los? Was wurde hier gespielt? Lance wollte hochschnellen, aber er wußte nicht mehr, wo oben war. Saß er noch? Lag er? Stand er?

Er wußte es nicht. »Dr. Jordan…«, stöhnte er. Das Sprechen fiel ihm mit einemmal schwer. »Das Licht! Was ist mit diesem Licht?«

»Was soll mit dem Licht sein, Professor Selby?«

»Es… es frißt mein Hirn auf, meine Gedanken … Ich kann nicht mehr denken, Dr. Jordan.«

»Tja, nun sehen Sie mal, genau das wollten wir erreichen, Professor Selby«, höhnte der Zahnarzt.

Das Gleißen erreichte ein unerträgliches Stadium, und dann zerplatzte es in Lance Selbys Kopf. Er schrie auf, sackte in sich zusammen, und dem Licht folgte die absolute Finsternis…

***

Ich ächzte und schwitzte. Jede einzelne Pore hatte sich geöffnet. Es hatte den Anschein, als würde alle Flüssigkeit, die sich in meinem Körper befand, ausrinnen.

Ich genoß es.

Schließlich hatte ich für dieses tierische Schwitzen sogar bezahlt.

Ich hockte in der Sauna.

Neben mir saß ein Mann, der mit einem Naßrasierer in seinem Gesicht herumfummelte. Es hatte den Anschein, als wollte er sich nicht nur die Bartstoppeln restlos abschaben, sondern die oberste Schicht der Haut gleich mit.

Krebsrot war der Knabe schon, aber er hörte nicht auf. Ich erhob mich stöhnend. Das Saunatuch – es war ein dralles Mädchen darauf abgebildet, das mächtig schwitzte – nahm ich mit, duschte kurz und sprang dann in ein Becken mit eiskaltem Wasser. Herrlich.

Nachdem ich mehrmals untergetaucht war, schrubbte ich mich trocken und begab mich in den Ruheraum.

Auf den Betten lagen dösende und schlafende Männer. Hier drinnen durfte nicht geraucht werden. Eine Wohltat für mich, den Nichtraucher. Die werten Gäste wurden darauf hingewiesen, daß im

Ruheraum nicht gesprochen werden durfte, und es war angenehm, daß die Leute sich daran hielten.

Ich legte mich auf eines der Betten, deckte mich mit einem sauberen Laken zu, schob die Hände unter den Kopf, blickte zur Decke und genoß die Ruhe. Endlich mal wieder entspannen, dachte ich.

Endlich mal wieder neue Kräfte sammeln. Abschalten, nicht an den Job denken – das braucht man.

Schade, daß Mr. Silver nicht mitgekommen war. Aber er dachte nur noch an seinen Sohn, Silver II, den wir immer noch nicht hatten finden können.

Ich hatte ihn zur Sauna eingeladen, doch der Hüne mit den Silberhaaren hatte abgelehnt. »Geh allein«, sagte er lustlos. »Ich hör' und seh' mich ein bißchen in der Stadt um.«

»Was erhoffst du dir?« wollte ich wissen.

»Wie du weißt, gibt es nicht nur grausame und gefährliche Dämonen. Es gibt auch Sippen, die sich neutral verhalten, weder auf der Seite des Guten noch auf der Seite des Bösen stehen. Vielleicht kann mir einer von ihnen helfen. Es muß möglich sein, Silver II zu finden. Es *muß*!«

Ohne es zu merken, schlief ich ein.

Irgendwann weckte mich eine Bewegung. Jemand verließ den Ruheraum. Ich blickte auf die elektrische Wanduhr und stellte fest, daß ich etwa eine halbe Stunde geschlafen hatte.

Und nun fühlte ich mich wie neugeboren. Federleicht kam ich mir vor, als ich aufstand, und um zehn Jahre jünger.

Ich begab mich in meine Umkleidekabine und zog mich an, griff nach der Uhr, ließ den Metallverschluß zuschnappen, griff noch mal nach der Ablage und wollte mir meinen magischen Ring an den Finger stecken, aber die wertvolle Waffe, auf die ich mich schon so viele Jahre verlassen hatte, war nicht da.

Ich nahm an, daß ich den Ring mit einer unachtsamen Bewegung von der Ablage gestoßen hatte, ging in die Hocke und suchte den verfliesten Boden ab. Sogar auf den Bauch legte ich mich, um unter den Trennwänden hindurch in die Nachbarkabinen sehen zu können.

Kein Ring…

»Shit!« entfuhr es mir. »Er kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben!«

Ich griff in meine Brieftasche und warf einen Blick hinein. Die zweihundertfünfzig Pfund, die ich bei mir gehabt hatte, waren auch weg. Da wußte ich, daß man mich bestohlen hatte.

»Die Finger sollen dem Dieb abfaulen!« machte ich meinem Ärger Luft und verließ die Umkleidekabine.

Der magische Ring war unbezahlbar. Er war manchmal meine allerletzte Rettung gewesen. So ein Verlust schmerzt natürlich sehr.

Ich hatte nicht die Absicht, das mit einem gleichgültigen Schulterzucken abzutun, sondern ging auf direktem Weg in die Betriebsleitung.

Ein dürrer Mann mit tiefliegenden Augen – er sah aus, als hätte er eine Gelbsucht hinter sich – blickte mich fragend an.

»Man hat mich bestohlen«, sagte ich ungehalten und berichtete, was mir abhanden gekommen war.

Der Mann rieb sich die Hände, als würde er sie sich ohne Wasser und Seife waschen.

»Das tut mir wirklich sehr leid, aber an der Kasse hängt ein Schild, das ausdrücklich darauf hinweist, daß man Wertgegenstände abgeben soll, weil wir keine Haftung übernehmen können. Ich bin natürlich gerne bereit, Ihre Diebstahlsmeldung zur Kenntnis zu nehmen, aber sehr viel Hoffnung kann ich Ihnen nicht machen, daß Sie Ihr Eigentum wiederbekommen. Diese verflixten Diebe. Wir werden ihrer einfach nicht Herr.«

Der Dürre schrieb sich meine Personalien auf, ließ mich die Meldung unterschreiben, und ich erhielt sogar einen Durchschlag.

»Eigentlich schön von ihm, daß er mir wenigstens meine Uhr gelassen hat«, sagte ich sarkastisch.

»Sie sind eine Plage, diese Diebe, Mr. Ballard, das können Sie mir glauben. Wir tun unser Möglichstes, aber es reicht nicht.«

»Dann kann ich nur hoffen, daß Sie diesmal Glück haben und den Burschen erwischen«, sagte ich.

»Wenn das geschieht, rufe ich Sie umgehend an, Mr. Ballard«, versicherte mir der Dürre, und ich ging.

Vicky Bonney, die die Sauna für Frauen besucht hatte, wartete im Restaurant auf mich. Frisch und schön sah meine blonde Freundin aus. Direkt verführerisch. Mein Gesichtsausdruck paßte nicht zu ihrem netten Anblick.

Ich setzte mich mürrisch und bestellte Kräuterbier.

»Dir ist etwas über die Leber gelaufen«, sagte mir Vicky auf den Kopf zu.

»Richtig«, bestätigte ich.

»Was?« wollte meine Freundin wissen.

»Ein Dieb«, knurrte ich. »Ich hoffe, du hast ein bißchen Geld bei dir, denn ich kann nicht bezahlen.«

»Was wurde dir denn geklaut?«

Ich streckte ihr meine rechte Hand hin, und Vicky fiel sofort auf, daß ich meinen goldenen Ring mit dem schwarzen Stein, der die Form eines Pentagramms aufwies, nicht trug.

Sie zog die Luft geräuschvoll ein.

»Und zweihundertfünfzig Pfund«, sagte ich.

»Die wären zu verschmerzen, aber der Ring…«

Ich bekam mein Kräuterbier. Vicky bezahlte die Rechnung, und als ich ausgetrunken hatte, verließen wir das Restaurant.

»Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt«, sagte Vicky Bonney, während ich meinen weißen Peugeot 504 TI aufschloß.

»Wenn ich wüßte, wer der böse Nachbar ist, würde ich ihm die Schneidezähne lockern!« grollte ich und stieg ein.

Wir fuhren nach Hause. Ich nahm mir einen Pernod, um den Ärger hinunterzuspülen. Das Telefon läutete. Vicky Bonney hob ab.

»Oh, hallo, Mr. Peckinpah… Ja, Tony ist hier. Augenblick.« Sie hielt mir den Hörer hin. Ich stellte das Pernodglas beiseite und ging an den Apparat.

»Hallo, Partner.« So redete ich ihn häufig an, denn wir waren wirklich Partner. Seit vielen Jahren schon. Tucker Peckinpah warf sein ungeheures Vermögen und seine sagenhaft weitreichenden Beziehungen im Kampf gegen die schwarze Macht in die Waagschale.

Er hatte mich, den Privatdetektiv, auf Dauer engagiert, damit ich mich ohne finanzielle Sorgen meinem Job widmen konnte.

Wir bildeten ein Team, das der Hölle schon viele Wunden geschlagen hatte.

»Guten Tag, Tony. Was ist mit Ihrer Stimme los?«

»Was soll mit ihr los sein?«

»Sie klingt so kratzig.«

Ich sagte ihm warum. Er versprach mir, sich für mich zu verwenden. Das bedeutete zwar noch nicht, daß ich meinen wertvollen Ring automatisch zurückbekam, aber die Chancen erhöhten sich um ein Vielfaches.

»Ihre Stimme klingt aber auch nicht wie sonst«, stellte ich fest.

»Sie haben leider recht, Tony.«

»Ist was passiert?«

»Ja, etwas ganz Entsetzliches…«

***

Das war die Vorgeschichte: Fulton Oil – das war ein Begriff. Die Ewings von Dallas waren nur Fiktion. Die Fultons gab es’ wirklich, und sie waren reicher als der TV-Clan. Eine angesehene, geachtete, einflußreiche Familie.

Mit weitverzweigten, manchmal recht undurchsichtigen, aber seriösen Geschäftsverbindungen, die sich über den gesamten Globus erstreckten. Es war eigentlich ganz selbstverständlich, daß diese Leute auch mit Tucker Peckinpah zu tun hatten.

An ihm, dem Mann mit dem besten Riecher für hohe Profite, führte so leicht kein Weg vorbei. Er hatte seine Finger überall drin.

Es gab kaum ein multinationales Unternehmen, in dem nicht auch

Peckinpahs Geld arbeitete und sich auf diese Weise hoch verzinste.

Da es aber selbst bei so großen Finanzmagnaten Engpässe geben kann, hatte sich John Fulton zu einer Reise nach London entschlossen.

Es gibt Probleme, die man nicht per Telex oder Telefon regeln kann, die einen persönlichen Kontakt erfordern, und wenn man eine so große Summe braucht, daß sie nur Tucker auftreiben kann, ist es angeraten, ihn zu Hause aufzusuchen.

John Fulton nahm die Gelegenheit gleich zu einem Kurzurlaub wahr. Er kam nicht allein, sondern mit seiner attraktiven Frau Mary-Jane, seiner Tochter Myrtle und seinem Sohn Charles nach England.

Als Tucker Peckinpah die Fultons – man hatte sich bezüglich eines großzügigen Darlehens geeinigt – zum Dinner einlud, versprach John Fulton, mit der gesamten Familie zu kommen.

Er brachte dann aber nur Mary-Jane und Myrtle mit, und es war ihm unangenehm, seinen Sohn, den Tucker Peckinpah auch gern wiedergesehen hätte, entschuldigen zu müssen.

Es wurde dennoch ein netter Abend.

Charles kam die ganze Nacht nicht nach Hause, und auch am darauffolgenden Vormittag bekamen ihn seine Eltern nicht zu Gesicht.

Sie hatten für die Zeit ihres Aufenthalts ein Haus in einer vornehmen Wohngegend gemietet, und John Fulton begann, sich allmählich Sorgen um seinen Sohn zu machen.

»Vielleicht sollte ich die Polizei einschalten«, sagte Fulton mit Kummerfalten auf der Stirn.

»Wenn die Reporter davon Wind bekommen, wirbeln sie eine Menge Staub auf«, sagte Mary-Jane. »Du mußt dir überlegen, ob du das willst.«

»Du hast recht, Mary-Jane. Vielleicht sollte ich noch ein bißchen warten…«

»Sprich doch mal mit Tucker Peckinpah. Vielleicht kann er helfen.«

Fulton nickte. »In einer Stunde. Wenn Charles bis dahin nicht hier ist, rufe ich Peckinpah an.«

Fünfundvierzig Minuten später traf Charles Fulton ein. Er sagte nichts, kein Wort der Entschuldigung oder Erklärung. Sein Blick war eine freche Herausforderung, seine Kleidung war in Unordnung, das braune Haar zerzaust.

»Ich sehe wohl nicht richtig!« rief John Fulton ärgerlich aus. »Das kann unmöglich Charles Fulton sein, der Mann, der eines Tages das Fulton-Imperium leiten soll!«

»Charles, wo bist du gewesen?« fragte Mary-Jane.

Der Junge antwortete nicht.

»Wir haben uns Sorgen um dich gemacht«, sagte Mary-Jane vorwurfsvoll. »Willst du uns nicht wenigstens eine Erklärung geben?«

»Nein!« sagte Charles knapp. Seine Stimme klang spröde.

»Ich hör' wohl nicht recht!« herrschte John Fulton seinen Sohn an. »Was ist denn das für ein Ton, Charles? Deine Mutter und ich dachten schon, du wärst entführt worden! Ich wollte mich schon an die Polizei wenden!«

Charles hörte ihm nicht zu. Er stieg die Treppe hinauf.

»Ich rede mit dir!« schrie ihm John Fulton nach. »Wirst du gefälligst hierbleiben?«

»Reg dich bitte nicht auf, John«, flehte Mary-Jane. »Denk an dein Herz. Es macht dir in letzter Zeit zu schaffen.«

»Ist das ein Wunder bei einem so mißratenen Sohn? Charles, du kommst auf der Stelle zurück!«

Der Junge dachte nicht daran. Ungerührt suchte er sein Zimmer auf und entkleidete sich.

»Das ist ja nicht zu fassen!« schrie John Fulton außer sich vor Wut. »Was ist denn das für ein skandalöses Benehmen?« Er rannte hinter seinem Sohn her.

»John, bleib hier!« rief ihm Mary-Jane nach. »Laß den Jungen in Ruhe.«

»In Ruhe lassen soll ich diesen Mistkerl? Der kann was erleben!«

»Er wird schon zur Vernunft kommen.«

»Ja, und ich bleue ihm sie ein. Er ist noch nicht alt genug, um von mir keine Tracht Prügel zu beziehen.« John Fulton erreichte das Obergeschoß. Er stürmte auf die Tür zu, die in Charles' Zimmer führte.

Zornig stieß er die Tür auf.

Charles stand mit nacktem Oberkörper da.

»John!« rief Mary-Jane verzweifelt. »John, ich bitte dich, tu ihm nichts.« Sie kannte ihren Mann. Wenn der in Rage war, konnte es eine Katastrophe geben.

Sie begab sich nun auch nach oben.

»Sag mal, was sind denn das für Manieren?« schrie John Fulton seinen Sohn an. »Hast du den Verstand verloren? Wie behandelst du denn deine Eltern? Ich verlange mehr Respekt.«

Charles zog die Mundwinkel verächtlich nach unten. »Respekt? Ich respektiere keinen alten, schwachen Mann.«

Es blitzte in John Fultons dunklen Augen. »Wie nennst du mich? Einen alten, schwachen Mann? Ich bin immer noch stark genug, um dich so zu verprügeln, daß du mindestens drei Tage Bettruhe brauchst! Du wußtest, daß uns Tucker Peckinpah zum Dinner eingeladen hatte. Die ganze Familie! Warum bist du nicht gekommen?«

»Ich war verhindert.«

»Was war so wichtig, daß du uns diese Blamage antun mußtest?«

»Alles ist wichtiger als Tucker Peckinpah, als du, als Mary-Jane, als

Myrtle…«
»Dir werde ich zeigen…!«
»John!« schrie Mary-Jane in der Tür. »Charles!«
Ihr Mann, ihr Sohn – sie gingen aufeinander los. Das hatte es noch nie gegeben. Charles schien tatsächlich nicht bei Sinnen zu sein. Sein Gesicht verzog sich zu einem grausamen Grinsen, und plötzlich geschah mit ihm etwas Entsetzliches.
Mary-Jane kreischte auf und griff fassungslos an die Schläfen. Sie wurde mit dem absoluten Horror konfrontiert.
Auch John Fulton prallte zurück. »Charles!« preßte er bestürzt hervor. Die Haut des Jungen hatte sich in Sekundenschnelle verändert, war braun und rissig geworden. Und durch die Brust bohrte sich ein roter Wurm. Fingerdick mit schwarzem Maul und rasiermesserscharfen Zähnen.
Charles röchelte schaurig.
Er ging seinem Vater entgegen, der wie vom Donner gerührt dastand. Der Schock lähmte John Fulton. Er wollte zurückweichen, doch seine Beine gehorchten nicht.
»Jooohn!« schrie Mary-Jane.
Er hörte es, reagierte aber nicht. Charles erreichte ihn. Er breitete die Arme aus, schlang sie um seinen Vater und preßte ihn fest an sich. Der Wurm an seiner Brust befand sich nun genau zwischen ihnen. Der Mann brüllte wie am Spieß, doch Charles ließ ihn nicht mehr los, konnte ihn nicht loslassen.
Charles wankte auf einmal. Sein Vater war mit ihm unzertrennlich durch den Wurm verbunden.
So wie die Biene, die stirbt, wenn sie sticht, so starb auch Charles – gemeinsam mit seinem Vater brach er zusammen.

***

Ich wollte Vicky Bonney mitnehmen, aber Tucker Peckinpah riet mir davon ab. Er sagte, was mich im Haus der Fultons erwarte, wäre ein furchtbarer Anblick, den ich Vicky lieber ersparen solle.
Also fuhr ich allein los. Als ich das Haus erreichte, stand Peckinpahs silbermetallicfarbener Rolls-Royce davor.
Der Industrielle öffnete mir bleich. Etwas vermißte ich an ihm – die für gewöhnlich unvermeidliche Zigarre. Er hatte in dieser Situation darauf verzichtet, und das hieß für mich, daß es diesmal ganz dick gekommen war.
Im Salon saßen Mary-Jane Fulton und ihre Tochter Myrtle. Sie hielten sich umschlungen, zitterten und weinten. Bei ihrem Anblick krampfte sich mein Herz zusammen.
»Wo…?« sagte ich zu Tucker Peckinpah.
Der sechzigjährige, leicht rundliche Mann mit dem stark gelichteten

Haar antwortete heiser: »Oben. Machen Sie sich auf etwas gefaßt, Tony.«

Wir stiegen nebeneinander die Treppe hinauf. Jede Stufe, die ich zurücklegte, brachte mich dem, was alle so sehr geschockt hatte, einen Schritt näher. Ich wußte nicht, was mich dort oben erwartete.

Der Industrielle hatte es mir am Telefon nicht gesagt.

»Diese Tür«, sagte mein Partner.

Ich öffnete sie, und obwohl ich darauf vorbereitet gewesen war, drehte es mir im selben Augenblick den Magen um.

Die beiden Körper schienen miteinander verschmolzen zu sein.

Auch die Gesichter. Es gab zwischen den beiden Toten eine rote Verbindung.

»Was ist das?« fragte ich.

»Ein… Wurm«, sagte hinter mir Tucker Peckinpah.

»Ein… Wurm?«

»Das behauptet Mary-Jane. Er drang durch die Haut des Jungen, hatte einen schwarzen Kopf und ein mit Zähnen gespicktes Maul.«

»Schwarze Magie?« fragte ich meinen Partner.

»Ich weiß es nicht. Kann sein, daß er damit in Berührung kam. Ich lud die Fultons gestern zum Dinner ein. John Fulton sagte zu, mit der gesamten Familie zu kommen; erschienen ist er dann, aber nur mit seiner Frau und seiner Tochter. Sein Sohn wäre verhindert, sagte er – oder so etwas ähnliches. Da mir auffiel, wie unangenehm ihm das war, stellte ich keine weiteren Fragen.«

»Sie wissen nicht, warum Charles nicht zum Dinner kam?«

»Nein.«

Ich fuhr mir mit den Fingern durchs Haar. »Irgend etwas stieß ihm gestern zu.«

Tucker Peckinpah nickte. »Sie müssen herausfinden, was es war, Tony. Charles kam völlig verändert nach Hause. Sein Vater machte ihm eine Szene.« Ich erfuhr Details. »Und dann bohrte sich auf einmal dieses eklige Vieh durch seine Haut. Er packte seinen Vater, preßte ihn an sich… Ich mochte John Fulton sehr. Charles lernte ich kennen, als er zwölf war. Ich kam mir wie sein Onkel vor. Und nun liegen beide tot in diesem Zimmer …«

Zum erstenmal vermißte ich meinen gestohlenen Ring, mit dem ich hätte testen können, ob schwarzmagische Kräfte im Spiel waren.

Ich holte mein Silberfeuerzeug aus der Tasche. Es hatte zwei Funktionen. Erstens konnte man damit ganz gewöhnlich Zigaretten anzünden, zweitens aber ließ sich das Feuerzeug leicht in einen magischen Flammenwerfer verwandeln. Ich brauchte nur auf den entsprechenden Knopf zu drücken.

Das tat ich. Eine armlange Feuerlohe schoß aus der kleinen Düse.

Ich ließ die Flamme über die rote Verbindung zwischen den Körpern

lecken. Wenn schwarze Magie sie geschaffen hatte, hätte etwas passieren müssen, doch es geschah nichts.

Ich richtete mich langsam auf. »Dafür sind keine Höllenkräfte verantwortlich, Partner.«

»Wodurch wurde der Junge zum Ungeheuer, Tony?«

»Ich wollte, ich könnte Ihnen darauf antworten. Ich muß herauskriegen, wo er gestern war.«

»Und ich muß mir noch etwas einfallen lassen, um das hier zu vertuschen«, sagte Peckinpah. »Was glauben Sie, wie sich die Medien auf diese Sensation stürzen würden. Die Fultons kennt man auf der ganzen Welt. Mary-Jane und ihre Tochter hätten keine ruhige Minute mehr. Die Reporter würden sie zu Tode hetzen. Das muß ich auf jeden Fall verhindern.«

»Glauben Sie, ich kann mit Mrs. Fulton jetzt reden?«

»Sie und ihre Tochter haben Tabletten von mir bekommen. Myrtle kam nach Hause, kurz nachdem es passierte. Der Schock ließ sie fast überschnappen. Mary-Jane tat das einzig Richtige: sie rief mich unverzüglich an.«

Ich warf noch einen Blick auf die Leichen und verließ dann mit Tucker Peckinpah das Zimmer. Erst als die Tür geschlossen war, konnte ich wieder voll durchatmen.

Dort drinnen hatte ich das Gefühl gehabt, ein dicker Eisenring würde um meine Brust liegen.

Ich stelle Menschen, die vom Schicksal so schwer geschlagen wurden, nicht gern Fragen.

Aber was dort oben passiert war, schrie nach Vergeltung. Wer immer dafür verantwortlich war – er mußte zur Rechenschaft gezogen werden. So etwas Entsetzliches durfte sich nicht wiederholen.

Meiner Ansicht nach würde es dazu aber kommen, denn ich konnte mir nicht vorstellen, daß sich derjenige, der Charles Fulton dieses grauenvolle Ungeheuer – eingepflanzt? – hatte, nun zufriedengab.

Er hatte etwas in der Hand, womit er Angst und Entsetzen verbreiten konnte, und ich war mir sicher, daß er von dieser Möglichkeit wieder Gebrauch machen würde.

Vielleicht schon in diesem Augenblick.

Wir stiegen langsam die Stufen hinunter. »Ich hasse solche Rätsel«, sagte ich zu meinem Partner. »Es ist mir lieber, wenn ich eine Gefahr – selbst wenn sie noch so groß ist – kenne.«

»Wenn keine Höllenkräfte im Spiel sind, was hat Charles Fulton dann zum mordenden Monster gemacht, Tony?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Scheint so, als wäre der Junge nur zu diesem einen Zweck nach Hause gekommen… Um seinen Vater zu töten. Hatte John Fulton Feinde?«

»Jeder Mensch, der so reich und so bekannt ist wie Fulton, hat

Feinde und Neider.«

»Sie auch?«

»Natürlich ich auch, dagegen kann man nichts machen. Ich bemühe mich redlich, mit aller Welt in Frieden zu leben, aber ganz werde ich es wohl nie schaffen. Man schließt irgendein Geschäft ab, schlägt die Konkurrenz aus dem Feld, und schon wallt böses Blut hoch.«

Eine Vision, die mich erschreckte, geisterte ganz plötzlich an meinen Augen vorbei. Tucker Peckinpah war noch reicher, noch bekannter als John Fulton.

Fulton wurde von seinem Sohn ermordet. Gab es bereits einen zweiten »Wurm-Killer«, der auf Tucker Peckinpah angesetzt werden sollte? War diese Befürchtung wirklich so abwegig?

Einen Moment lang sah ich meinen Partner tot vor mir auf dem Boden liegen. Meine Kopfhaut spannte sich.

»Ist Ihnen nicht gut, Tony?« fragte mich der Industrielle, als ich die letzten Stufen aus verständlicher Unachtsamkeit hinunterstolperte.

»Alles okay, Partner«, sagte ich und betrat mit ihm den Salon.

Weiß wie ein Laken war die attraktive Mrs. Mary-Jane Fulton. Das Grauen hatte sie mit einem wuchtigen Schlag getroffen. Es war erstaunlich, daß sie noch die Kraft aufbrachte, sich um ihre Tochter zu kümmern.

Beide Frauen hatten rotgeweinte Augen. Ich räusperte mich, um sie auf mich aufmerksam zu machen, denn sie nahmen weder Tucker Peckinpah noch mich wahr.

»Ich bin Tony Ballard«, sagte ich.

»Wenn jemand dieses grauenvolle Rätsel lösen kann, ist er es«, sagte der Industrielle.

»Aber ich kann mit meinen Recherchen nicht beginnen, ohne mit Ihnen gesprochen zu haben«, bemerkte ich. Ich redete eindringlich, als befürchtete ich, Mary-Jane und ihre Tochter würden mich nicht verstehen.

Mary-Jane Fulton richtete sich kerzengerade auf. Sie nickte, atmete tief durch und sagte, während sie sich die Tränen von den Wangen wischte: »Fragen Sie, Mr. Ballard.«

»Was Sie Mr. Peckinpah erzählt haben, weiß ich. Dazu habe ich keine weiteren Fragen«, sagte ich. »Nun interessiert mich Ihr gestriger Tagesablauf. Ich meine den der ganzen Familie.«

»Morgens frühstückten wir noch alle zusammen, und… John sprach vom Dinner. Myrtle und ich fuhren dann in die Stadt. John hatte zu arbeiten. Er führte zahlreiche Telefonate mit Amerika. Zu Mittag trafen wir uns im ›St. George's‹; das ist ein Restaurant am Picadilly Circus.«

Ich nickte. »Ich kenne es. Wie verhielt sich Charles zu dieser Zeit?«

»Wie immer. Umgänglich, lustig. Es gefiel ihm in London. Speziell

von den Mädchen war er sehr angetan. Er machte auch am Nachmittag eine Bekanntschaft.«

»Allein? Oder war jemand bei ihm?«

»Myrtle machte mit ihm einen Stadtbummel. Sie wollte ihm all das zeigen, was sie in London für sich entdeckt hatte.«

»Vertrugen sich Myrtle und Charles gut?« wollte ich wissen.

»Sehr gut sogar.«

»Das ist eigentlich unüblich für Geschwister.«

»Ja, eigentlich schon. Die beiden verstanden einander hervorragend. Es gab niemals Streit zwischen ihnen.«

»Er lernte also ein Mädchen kennen«, sagte ich.

»Ja«, antwortete Mary-Jane Fulton. Sie wandte sich ihrer Tochter zu. »Würdest du bitte weitererzählen, Myrtle? Du warst dabei.«

»Sie stand am Ufer der Themse und fütterte Wildgänse«, sagte Myrtle leise. »Charles beachtete sie zunächst nicht. Ihn interessierten nur die Gänse. Aber das Mädchen schaffte es, ihn auf sich aufmerksam zu machen.«

»Ach, die Initiative ging von ihr aus?« fragte ich.

»Ja, Mr. Ballard.«

»Wie sah sie aus?«

»Schön. Sehr schön war sie. Langes Haar, ziemlich dunkel, fast schwarz. Sie trug ein leichtes Sommerkleid, und Charles raunte mir zu: ›Sie hat eine Traumfigur, was meinst du, Schwester?‹ Ich sagte: ›Sie ist wirklich nicht übel.‹ – Er sprach sie an. Mir war das ein bißchen unangenehm, denn plötzlich fühlte ich mich als fünftes Rad am Wagen. Ein Stück des Weges ging ich mit ihnen. Charles erzählte seine Standardwitze, und das Mädchen lachte herzlich darüber.«

»War sie Ihnen sympathisch?« fragte ich.

»Eigentlich schon.«

Sie wurde auf Charles Fulton angesetzt, dachte ich. Und sie hat die Geschichte gut eingefädelt.

»Als wir das Parlamentsgebäude erreichten, verabschiedete ich mich unter dem Vorwand, ich hätte noch etwas zu erledigen«, sagte Myrtle.

Ihr Kinn zuckte. Ihre Augen schwammen wieder in Tränen. Sie machte ein schrecklich verzweifeltes Gesicht, lehnte sich an ihre Mutter und schüttelte den Kopf.

»Ich hätte nicht… Ich hätte nicht gedacht, daß ich meinen Bruder zum letztenmal lebend sah«, sagte sie stockend. »Er war vergnügt, sprühte vor Charme … Daß er … zum Monster wird, daß er unseren Vater umbringt und dabei selbst stirbt … Ich sagte Charles noch, er solle das Dinner nicht vergessen, und er erwiderte, er werde rechzeitig zu Hause sein. Aber er kam nicht. Wir warteten vergeblich auf ihn.«

»War so etwas schon mal vorgekommen?« wollte ich wissen.

»Nein, für gewöhnlich war Charles sehr zuverlässig.«

»Wie heißt das Mädchen, dessentwegen Charles das Dinner mit Tucker Peckinpah, auf das er sich schon freute, sausen ließ?« erkundigte ich mich.

»Vurenne.«

»Vurenne… und wie noch?«

»Ihren Zunamen kenne ich nicht, Mr. Ballard. Aber ich weiß, daß sie in einer Disco arbeitet. Beim Soho Square.«

»Was tut sie in dieser Diskothek?«

»Das hat sie nicht gesagt.«

»Macht nichts, ich find's raus. Sonst noch was?«

Myrtle Fulton schüttelte den Kopf. »Nein, Mr. Ballard, das ist alles.«

»Sie waren mir eine große Hilfe«, sagte ich, obwohl das noch nicht bewiesen war. »Ich kann zwar nicht ungeschehen machen, was geschah, aber ich kann den oder die Verantwortlichen dafür zur Rechenschaft ziehen.«

Damit verabschiedete ich mich.

Tucker Peckinpah setzte sich mit dem MI 5 in Verbindung. Er verlangte den Leiter, Major Charlton Hathaway. Ich hatte mit diesem Mann schon mal zu tun gehabt. [1]

Hathaway hatte selbst größtes Interesse, daß nichts von dem, was in diesem Hause passiert war, an die Öffentlichkeit drang. Er würde dafür sorgen, daß eine lapidare Todesmeldung über die Agentur lief.

Die Wahrheit würde vertuscht werden, und das war gut so.

Ich wartete, bis Tucker Peckinpah das Telefonat beendete. »Sie werden nun diese Disco aufsuchen, nicht wahr?« fragte er.

»Ja, und ich werde eine nette, charmante Begleitung für Sie besorgen, Partner«, antwortete ich.

Der Industrielle sah mich überrascht an.

Ich nickte. »Gewissermaßen als Schutzengel.«

»Ich brauche keinen Schutzengel, Tony.«

»Sind Sie sicher?« fragte ich meinen Partner. Ich sprach so leise, daß Mary-Jane und Myrtle Fulton mich im Salon nicht hörten. »John Fulton war ein reicher Ölmagnat. Man hat ihn auf eine schreckliche Weise umgebracht. Vielleicht sollte dieser Mord die Welt erschüttern, und wenn etwas durchsickern sollte, wird das die Menschen auch gehörig schocken…«

»Es wird nichts durchsickern, dafür sorge ich«, sagte Peckinpah.

»Ich könnte mir vorstellen, daß das einigen Leuten nicht gefallen wird. Man hat die Sache von langer Hand geplant und geschickt eingefädelt, Partner. Man schickte Vurenne los, die es verstand, Charles Fulton für sich zu interessieren. Sie schleppte ihn ab. Wohin immer sie ihn brachte, man machte dort ein Monster aus ihm und schickte ihn nach Hause, damit er seinen Vater tötete. John Fulton, von Fulton Oil. Einen reichen, bekannten Mann. Einen Mann, hinter

dem ein riesiges Firmenimperium steht. Auf diesen Mann hatte man es abgesehen. Nun ist er tot. Und es gibt noch einen reichen, bekannten Mann: Tucker Peckinpah.«

Der Industrielle schüttelte energisch den Kopf. »Nein, Tony, da reimen Sie sich was zusammen.«

»Muß nicht sein. Ich könnte recht haben. Sie wissen das. Sie wollen es nur nicht zugeben, Partner. Aber ein weiser Spruch sagt: Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste. In diesem Fall sind Sie die Porzellankiste, und Vorsicht ist angeraten. Kann sein, daß Sie nichts zu befürchten haben. Dann waren wir eben einmal zuviel vorsichtig, doch einmal zuviel ist allemal noch besser als einmal zuwenig, denn das kann ins Auge gehen.«

»Na schön, Tony. Wenn es Sie beruhigt… An welchen Schutzengel haben Sie gedacht?«

»Wie wär's mit Roxane? Sie würde das gern übernehmen.«

»Wunderbar«, sagte Tucker Peckinpah. »Mit so einer schönen Begleiterin bin ich natürlich einverstanden.«

Ich verließ das Haus, in dem das Grauen zugeschlagen hatte, stieg in meinen Peugeot und fuhr nach Hause.

Vicky Bonney war allein daheim. Sie konnte mir nicht sagen, wo sich Roxane befand, aber die Hexe aus dem Jenseits rief zehn Minuten später an, und ich schickte sie zu Tucker Peckinpah.

»Du weichst ihm nicht von der Seite, bis die Entwarnung kommt!«

sagte ich eindringlich.

»Besteht eine echte Gefahr für Peckinpah?« wollte Roxane wissen.

»Das weiß ich im Moment noch nicht, es wäre aber möglich. Auf alle Fälle erscheint es mir angeraten, auf unseren guten Freund ein Auge zu haben.«

»Du kannst dich auf mich verlassen, Tony.«

»Ich weiß«, erwiderte ich und legte auf.

Vicky Bonney erfuhr von mir nur in gefilterter Form, was sich im Hause der Fultons ereignet hatte. Es reichte dennoch aus, um sie blaß werden zu lassen.

»Was wirst du nun unternehmen?« fragte mich Vicky.

»Ich suche diese Disco auf.«

»Doch nicht allein.«

»Möchtest du mitkommen?«

Vicky nickte. »Ein Mann, der mit einem Mädchen in eine Diskothek kommt, fällt weniger auf«, sagte sie.

»Da hast du recht. Vergiß aber nicht, sicherheitshalber deinen Ballermann mitzunehmen.«

Meine Freundin wies auf ihre Handtasche. »Habe ich immer dabei. Glaubst du, ich werde ihn brauchen?«

Ich hob die Schultern. »Kann man es wissen?«

***

Dr. Wim Wissney keuchte. Sein Gesicht war von der Anstrengung stark gerötet. Er versuchte freizukommen. Die einzige Möglichkeit sah er darin, unter der Nylonschnur durchzurutschen, die ihn auf dem Behandlungsstuhl festhielt.

Nach wie vor hatte er keine Erklärung für diesen Überfall. Zwei Irre. Diese beiden Maskierten schienen tatsächlich nicht ganz dicht zu sein. Wer überfällt schon einen Zahnarzt, fesselt ihn auf seinen Stuhl und geht wieder? Das ist doch nicht normal.

Millimeter um Millimeter schob sich Wissney nach unten. Er versuchte dabei seinen dicken Bauch einzuziehen und vollführte schlängelnde Bewegungen. Der Erfolg, den er mit seinen Anstrengungen erzielte, war entmutigend.

Er mußte zwischendurch immer wieder rasten, sich seelisch aufbauen, um nicht aufzugeben. Wenn er erst mal von diesem Stuhl loskam, würde sich seine Lage verbessern.

Der Schweiß rann ihm in den Hemdkragen. Das Unterhemd klebte triefnaß an seinem Körper. Wenn er die Augen schloß, sah er dieses gelbe Emblem: PK… PK … PK! Es würde noch von sich reden machen, hatte einer der beiden Männer behauptet.

PK… Wer oder was war PK? Eine Organisation von Verrückten, die sinnlose Taten setzten? Was würden sie als nächstes tun? Einen Polizisten überfallen und mit gelber Farbe beschmieren?

Die Nylonschnur saß jetzt unter Wissneys Kinn. Er drehte den Kopf zur Seite. Langsam wanderte die Schnur an seiner Wange nach oben.

Leider nur sehr langsam.

Wim Wissney wußte nicht, wie lange er sich schon abmühte, es kam ihm wie eine kleine Ewigkeit vor. Als das Telefon anschlug, zuckte er zusammen. Verzweifelt heftete sich sein Blick auf den Apparat.

Das Telefon war unerreichbar für ihn. Das Läuten quälte ihn.

Wenn er sich doch nur hätte melden können. Zehn-, zwölfmal klingelte es. Dann herrschte wieder Stille, und eine Hoffnung fiel in Dr. Wissney wie ein niedergebranntes Strohfeuer in sich zusammen.

Niemand kann dir helfen, dachte er. Denn niemand weiß, daß du dich in dieser scheußlichen Lage befindest. Du kannst dir nur selbst helfen. Mit Geduld und Ausdauer kannst du es schaffen.

Als Dr. Wissney die zwanzig Zentimeter zurückgelegt hatte, gab ihm das wieder Auftrieb. Seine Beine berührten den PVC-Boden. Er stützte die Hacken auf, zog sich vorwärts.

Sein Herz hämmerte aufgeregt. Ein Ende dieses Martyriums war in Sicht.

Wim Wissney hakte die Schuhspitze zwischen Glasschrank und Mauer ein. Er rutschte über den Fußteil des Behandlungsstuhls und plumpste schließlich auf den Boden.

Schwer atmend blieb er liegen, um zu verschnaufen. Dann wälzte er sich zur Seite. Immer wieder. So erreichte er die halb offenstehende Tür, die ins Wartezimmer führte.

Er zog die gefesselten Beine an und stieß die Tür auf. Auf dem Bauch schob er sich hinaus, und nach der Tür wälzte er sich wieder weiter. Rufen konnte er nicht, denn diese Gangster hatten ihm den Mund zugeklebt.

Aber er konnte so lange mit den Absätzen gegen die Ordinationstür schlagen, bis jemand aufmerksam wurde und ihn befreite.

***

Kalt lächelnd griff Dr. Clive Jordan nach der Lampe über dem Behandlungsstuhl und schaltete sie aus.

»Eine großartige Erfindung«, sagte er. »Genial.« Er blickte triumphierend auf den reglos vor ihm liegenden Lance Selby. »Mit beinahe ganz gewöhnlichem Licht haben wir ihn erledigt. Eine einmalige Erfindung. Der Professor kann stolz darauf sein. Wie auf alles, was er bisher erfunden hat. Wir können uns glücklich preisen, für dieses Genie arbeiten zu dürfen, Lydia.«

Das Mädchen, das Professor Selby empfangen hatte, nickte lächelnd. »Ich bin mit meinem Job sehr zufrieden, Dr. Jordan. Man wird großzügig entlohnt, hat ungeahnte Aufstiegsmöglichkeiten und erfährt, wie köstlich die Macht schmeckt.«

»Rufen Sie Bill Carrenna an, und geben Sie ihn mir, wenn Sie ihn an der Strippe haben.«

»Ja, Dr. Jordan.«

Clive Jordan fing sie mit einem wölfischen Grinsen ab, als sie an ihm vorbeigehen wollte. Sie blickte ihm furchtlos in die Augen. Ein wenig überrascht war sie, denn Jordan hatte sie noch nie angefaßt.

»Wie lange sind wir schon zusammen?« fragte er heiser.

»Mit unserer Zeit auf den Bahamas – sechs Monate, aber das wissen Sie doch, Dr. Jordan.«

Verlangen funkelte in seinem Blick. »Sechs Monate, Lydia, und Sie nennen mich immer noch Dr. Jordan.«

»Wie sollte ich Sie denn sonst nennen?«

»Nun, wie wär’s mit Clive?«

»Aber Dr. Jordan, das geht doch nicht…«

»Wieso nicht? Bin ich Ihnen so unsympathisch?«

»Nein, Sie sind ein äußerst attraktiver Mann, Dr. Jordan.«

»Hattest du noch nie den Wunsch, mit mir zu schlafen?«

»Dr. Jordan, ich… Mit dieser Frage bringen Sie mich in Verlegenheit.«

»Ja oder nein.«

»Vielleicht.«

»Also ja. Warum tun wir's dann nicht, Lydia?« Er riß sie an sich; sein Atem flog. »Du bist bildschön, Mädchen. Ich begehre dich. Es ist eine Qual, dich neben mir zu haben, ohne dich zu berühren.«

Er küßte sie leidenschaftlich.

»Clive!« keuchte sie, während sie den Kopf wild hin und her drehte. »Bitte, Clive, sei vernünftig.«

»Das bin ich. Ich war verrückt, so lange die Finger von dir zu lassen.«

»Nicht jetzt. Es ist nicht der richtige Moment.«

»Es ist immer der richtige Moment für das«, sagte Jordan, während seine Hand ihren üppigen Busen streichelte. »Mach dir wegen Selby keine Gedanken. Der läuft uns nicht weg.«

»Clive, es ist gefährlich, was du tust. Zuerst die Arbeit…«

»Dann das Vergnügen – den Spruch kenne ich, aber ich scher' mich nicht um ihn. Ich will endlich etwas von dir haben. Weißt du, wie aufreizend du auf mich wirkst? Ich habe mich lange genug zurückgehalten. Nun kann ich mich nicht mehr länger beherrschen. Wir sind ein Team. Der Professor hat uns zusammengebracht. Laß uns näher zusammenrücken. Lydia, ich bin verrückt nach dir, du machst mich wahnsinnig. Komm!«

Er wollte sie nach nebenan zerren. Sie wehrte sich immer heftiger dagegen.

»Du willst es doch auch«, keuchte er mit gerötetem Gesicht.

»Ja, Clive, aber nicht jetzt. Du weißt, wie streng Ungehorsam vom Professor bestraft wird.«

»Er ist nicht da, nicht mal in England. Er wird es nicht erfahren.«

»Sagt man nicht, der Professor erfährt alles? Liegt nicht gerade darin das Geheimnis seines Erfolgs?«

»Was hier geschieht, wird ihm nie zu Ohren kommen, dafür verbürge ich mich. Komm!«

Sie war nahe daran, nachzugeben. Sie machte die ersten Schritte, ging mit Jordan auf die Tür zu, die ins Nebenzimmer führte.

Dort stand ein breites Ledersofa…

»Es kann uns den Kopf kosten, Clive«, sagte Lydia leise.

»Wir wollen schließlich auch etwas vom Leben haben«, erwiderte Dr. Jordan und öffnete die Tür.

Da läutete das Telefon. Clive Jordan zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen. Er war einen Moment unachtsam. Lydia riß sich von ihm los.

»Nicht!« rief er. »Geh nicht ran! Laß das verdammte Ding läuten, bis die Klingel hin ist! Verflucht noch mal, bleib weg vom Telefon!«

Doch Lydia hob ab, meldete sich, hielt Jordan den Hörer entgegen.

»Es ist Bill Carrenna.«

Clive Jordan riß ihr wütend den Hörer aus der Hand, hielt die Sprechmuschel zu und knurrte: »Na warte, du wirst mir das büßen!« Dann blaffte er in die Membrane: »Ja, Carrenna?«

»Ist irgend etwas schiefgelaufen?« fragte der Mann am anderen Ende des Drahtes.

»Nein. Wieso sollte etwas schiefgelaufen sein?« fragte Clive Jordan zurück.

»Weil du so lange nichts von dir hören läßt.«

»Hör mal, ich kann nicht zaubern.«

»Selby ist lange genug bei dir…«

»Du läßt mich beobachten?« brüllte Jordan in die Sprechmuschel.

»Bist du von allen guten Geistern verlassen? Das verbitte ich mir, Carrenna, und zwar auf das entschiedenste. Verdammt, wenn du das noch mal tust, beschwere ich mich beim Professor über dich!«

Bill Carrenna lachte schnarrend. »Warum regst du dich so auf, Clive? Es geschieht doch alles nur zu deinem Besten.«

»Ich lasse mich nicht bespitzeln!« schrie Jordan wütend. »Nicht von einem Dreckskerl wie dir!«

»Nun mach aber mal halblang, sonst verliere ich gleich meinen Humor!« erwiderte Carrenna nun auch schärfer. »Du scheinst wohl nicht zu wissen, was läuft, hast anscheinend die Übersicht verloren, Junge. Es darf nichts schieflaufen. Der Professor sagte ausdrücklich, es dürfe keine Panne geben. Folglich bemühe ich mich diesmal besonders, und ich baue so viele Sicherungen wie möglich ein. Wenn du dich deswegen beim Professor beschweren möchtest – bitte, das steht dir frei. Aber ich kann dir jetzt schon sagen, daß er sich dann für dich etwas ganz Besonderes einfallen läßt.«

Jordan spürte, wie es ihm kalt über den Rücken lief.

Die Ideen des Professors waren gefürchtet.

»Theoretisch hätte mit Selby ja etwas schieflaufen können«, sagte Bill Carrenna. »Der kluge Mann baut vor. Das habe ich getan. Wenn du mir daraus einen Strick drehen willst, fällst du selbst auf die Schnauze. Hast du dich jetzt beruhigt? Kann man wieder vernünftig mit dir reden?«

»Ging mit Charles Fulton etwas schief?« fragte Clive Jordan immer noch verdrossen, doch der meiste Dampf war raus.

»Charles Fulton war etwas anderes«, sagte Carrenna. »Den kannst du doch nicht mit Lance Selby vergleichen. Der junge Fulton hat in seinem Leben noch nie gekämpft. Selby hingegen steht im Training.«

»Also gut, ich habe Selby.«

»Warum hast du es mir nicht unverzüglich gemeldet?« fragte Carrenna vorwurfsvoll.

»Ich wollte es ja gerade tun«, log Clive Jordan. »Aber du kamst mir zuvor.«

»Ist er ausgeschaltet?«

»Er hatte nicht die geringste Chance.«

»Können wir ihn abholen?«

»Aber sicher. Je eher, desto besser.«
»Übrigens – der Professor trifft heute noch in London ein. Ich werde ihn vom Flugplatz abholen. Du hältst dich mit Lydia zur Verfügung.«
»Zu Befehl, General«, spottete Jordan.
»Ich weiß, daß du mich nicht besonders gut leiden kannst«, sagte Carrenna eisig. »Deshalb nimmst du von mir nicht gern Befehle entgegen, aber daran wirst du dich gewöhnen müssen. Soviel ich gehört habe, hat der Professor mit mir einiges vor. Ich werde die Karriereleiter emporklettern, und wenn du dann Zicken machst, bist du weg vom Fenster. Schreib dir das hinter die Ohren!«
Bill Carrenna legte auf.
Clive Jordan schmetterte den Hörer auf den Apparat und schrie:
»Scheißer! Du widerlicher, dämlicher, eingebildeter Scheißer! Was glaubst du eigentlich, wer du bist?«
Zehn Minuten später fuhr ein Wäschereifahrzeug vor. Zwei Männer trugen einen großen geflochtenen Korb ins Haus.
Lydia ließ sie ein. Die Männer packten Lance Selby, legten ihn in den Wäschekorb und gingen.
Alles lief genau nach Plan.

***

Ich schnallte mir die Schulterhalfter um, zog den Colt Diamondback heraus und ließ die Trommel rotieren. In jeder Kammer steckte eine geweihte Silberkugel, Geschosse also, die Schwarzblütler schwer bis gar nicht vertragen. Es kommt darauf an, zu welcher Kategorie sie gehören. Rangniedrige Dämonen gehen an geweihtem Silber zugrunde.
Höhere Dämonenarten kann man mit geweihten Silberkugeln zwar nicht vernichten, aber doch immerhin schwächen, deshalb achten auch sie peinlich darauf, davon nicht verletzt zu werden, denn zu einem erheblichen Leistungsabfall gesellen sich auch höllische Schmerzen.
Reservekugeln befanden sich in meiner Tasche.
Der Test im Haus der Fultons hatte mir gezeigt, daß keine Höllenkräfte im Spiel waren. Folglich hätte ich meinen Revolver auch mit gewöhnlichen Kugeln laden können, aber ich war übervorsichtig.
Vielleicht kam das dämonische Ende noch, und dem wollte ich so gut ausgerüstet wie möglich entgegentreten.
Verärgert betrachtete ich meine rechte Hand. Würde ich meinen magischen Ring jemals wiederkriegen? Der Stein war eine Art Verstärker.
Er verstärkte das Gute in mir und wurde dadurch zur gefährlichen Waffe für meine Gegner.
Wenn aber ein böser Mensch sich den Ring ansteckte, würde der Ring

dieses Böse in ihm verstärken.

Und wenn gar ein Dämon den Ring trug… Ich wollte lieber nicht daran denken.

»Gehen wir?« fragte ich meine blonde Freundin.

»Ich bin fertig«, antwortete Vicky Bonney und griff nach ihrer Handtasche, in der sich eine kleine Derringer-Pistole befand, die ebenfalls mit geweihten Silberkugeln geladen war.

Wir verließen unser Haus und stiegen in den Peugeot.

Zwanzig Minuten später standen wir vor der Disco, in der Vurenne arbeitete. Auf der schwarz gestrichenen Fassade prangten dunkelrote »Blutspritzer« aus roter Farbe.

Vicky rümpfte die Nase. »Das sieht nicht gerade sehr einladend aus. Makaber, diese Aufmachung.«

»Soll wohl eine Art Grusel-Disco darstellen«, sagte ich. »Horror ist in, weißt du das nicht?«

Während wir noch draußen standen, strömten zahlreiche junge Leute in die Diskothek. »Was gruselt's mir, was gruselt's mir«, alberte Vicky.

»Ich schlage vor, wir stürzen uns gleich mal ins Vergnügen. Wann waren wir eigentlich zum letztenmal tanzen?«

»Oh, daran kann ich mich kaum noch erinnern.«

»Dann werde ich dich dort drinnen zum Höllentanz auffordern.«

»›Höllentanz in der Horror-Disco‹«, sagte Vicky Bonney. »Das wäre ein guter Buchtitel.«

»Schreib ihn dir auf.«

Wir betraten die Discothek. Schwarze Wände umgaben uns. Die Garderobe war eine blutrote Höhle. Alle gingen daran vorbei. Auch wir. Wer hat im Sommer schon was abzugeben?

Durch eine breite Tür gelangten wir in einen Raum, in dem mit Horror-Effekten nicht gespart wurde. An den Wänden hingen fluoreszierende Skelette. Es gab Särge, die über den Köpfen der Gäste hingen und aus denen bleiche Hände ragten. Posters von Werwölfen und Vampiren zierten die Wände. Man saß auf Stühlen aus künstlichen Knochen.

Es roch nach Rauch und Alkohol, nach Schweiß und Parfüm.

Düster war es. Nur wenige Spotlights waren eingeschaltet. Ab und zu lief ein Zerhacker. Dann bewegten sich die Anwesenden mit bleichen Gesichtern ruckartig, wie Wesen aus einer anderen Welt.

Man drängelte sich an uns vorbei. Wir konnten kaum stehen. Es war nicht daran zu denken, an einem der Tische einen Platz zu bekommen. Sie waren alle dicht umlagert.

Dröhnende Musik brachte meinen Brustkorb zum Vibrieren. »Wie soll man hier Vurenne Sowieso finden?« brüllte ich durch den Lärm.

»Wie?« fragte Vicky Bonney dennoch.

Ich beugte mich vor und schrie ihr meine Frage ins Ohr.

»Da sie hier arbeitet, können wir sämtliche Gäste ausklammern«, schrie sie zurück.

Ein Mann trug ein Tablett mit Getränken an mir vorbei. Das heißt, er wollte es tun. Ich hielt ihn auf. Er musterte mich ärgerlich. Er wirkte abgearbeitet, auf seinem Gesicht glänzte ein Schweißfilm.

»Ich hätte gern einen Tisch für zwei Personen«, sagte ich.

»Aber sonst sind Sie gesund, was?«

»Warum denn so unfreundlich?« fragte ich ganz ruhig. Gleichzeitig zückte ich eine Banknote und schob sie dem Mann in die Brusttasche. Seine Augen strahlten fast wie Wunderkerzen auf dem Weihnachtsbaum, und fünf Minuten später hatten wir einen Tisch. Wie der Kellner das gedeichselt hatte, war mir ein Rätsel, aber ich bemühte mich nicht, seinen Trick zu erfahren. Hauptsache, wir saßen.

Ich bestellte zwei eisgekühlte Orangensäfte und fügte hinzu: »Wir möchten, daß Vurenne sie uns bringt.«

Der Kellner sah mich prüfend an. »Wieso?«

»Ich wüßte nicht, was Sie das angeht.«

»Vurenne ist nicht da!« behauptete er, aber ich sah ihm an, daß er nicht die Wahrheit sagte, und ich wußte, wie ich ihn mir wieder dienstbar machen konnte.

Ein weiterer Schein wechselte den Besitzer, und siehe da, auf einmal erklärte sich der gute Mann bereit, Vurenne zu uns zu schicken.

Er verschwand, und wir sahen ihn nicht wieder.

An seiner Stelle kam ein hübsches dunkelhaariges Mädchen. Sie stellte unsere zwei Drinks auf den Tisch und musterte Vicky und mich eingehend.

»Was wollen Sie von mir?« fragte sie.

»Miß Vurenne?«

»Ja. Und wer sind Sie?«

»Mein Name ist Tony Ballard. Das ist meine Freundin Vicky Bonney. Wie heißen Sie mit dem Familiennamen?«

»Bonx. Vurenne Bonx heiße ich.«

»Setzen Sie sich zu uns, Miß Bonx.«

»Das kann ich nicht. Wie stellen Sie sich das vor? Sehen Sie nicht, was hier los ist? Ich helfe an der Bar aus. Die Leute sind ungeduldig. Jeder will seinen Drink sofort haben. Sie wollen wohl, daß ich meine Stellung verliere.«

»Das ganz bestimmt nicht. Aber wir müssen mit Ihnen reden«, sagte ich.

»Worüber?«

»Zum Beispiel über Charles Fulton.«

Sie zuckte kaum merklich zusammen. Zwischen ihr und uns fiel ein Vorhang aus Eis. Ich spürte die Kälte.

»Ich kenne keinen Charles Fulton«, behauptete Vurenne Bonx.

»Das können Sie uns nicht erzählen, meine Liebe. Sie haben ihn gestern nachmittag am Ufer der Themse kennengelernt. Myrtle, seine Schwester, hat es uns erzählt.«

»Also gut, ich kenne Charles. Was geht Sie das an? Was wollen Sie von mir? Sind Sie von der Polizei?«

»Ich bin Privatdetektiv.«

»Ist es ein Verbrechen, wenn man sich von einem Mann ansprechen läßt?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, das ist völlig in Ordnung.«

»Dann verstehe ich nicht…«

»Was ich nicht in Ordnung finde, ist, daß Charles Fulton kurzfristig von der Bildfläche verschwand, und als er wieder auftauchte, war er sehr verändert. Was haben Sie uns dazu zu sagen?«

Vurenne Bonx blickte sich nervös um. Befürchtete sie, unser Gespräch könnte mitgehört werden? Wurden wir beobachtet?

»Hören Sie, Mr. Ballard, ich kann jetzt wirklich nicht…«

»Wann können Sie?« nagelte ich das Mädchen sogleich fest.

Sie wurde immer nervöser, wollte gehen, doch sie wußte, daß ich sie aufgehalten hätte, wenn sie es versucht hätte.

»Wann?« wiederholte ich scharf.

Sie nagte an ihrer Unterlippe, knetete die Finger, und ihr Blick war ständig unterwegs. »In einer halben Stunde«, sagte sie hastig. »Hinter der Diskothek.«

»Ich hoffe, Sie sind pünktlich.«

»Ich werde mich bemühen. Darf ich jetzt gehen?«

»Aber ja. Niemand hält Sie zurück.«

Sie fuhr herum und boxte sich zur Bar durch.

»Was sagst du dazu?« fragte ich meine Freundin.

»Typischer Fall von schlechtem Gewissen«, erwiderte Vicky Bonney.

»Wollen wir tanzen?« Auf dem Weg zur Tanzfläche schob ich mir ein Lakritzenbonbon zwischen die Zähne. Zwanzig Minuten wippten, schaukelten und stampften wir im Takt, und ich fühlte mich großartig. Beinahe hätte ich vergessen, aus welchem Grund wir die Horror-Disco aufgesucht hatten.

Erhitzt leerten wir unsere Gläser. Ich bezahlte die Drinks, legte ein angemessenes Trinkgeld dazu und eröffnete dem Kellner, daß er den Tisch jetzt weiterverkaufen könne.

Und dann standen wir in einer dämmrigen Gasse hinter der Diskothek und warteten auf Vurenne Bonx.

Aber sie kam nicht. An ihrer Stelle erschienen zwei Kerle in schwarzer Lederkleidung, mit einem gelben Emblem über dem Herzen: PK.

Der Teufel mochte wissen, was das bedeutete.

***

Mr. Silver trottete mit hängendem Kopf nach Hause. Er konnte anstellen, was er wollte, er hatte einfach kein Glück, und darüber ärgerte er sich maßlos. Außerdem entmutigte es ihn.

Würde er seinem Sohn jemals begegnen? Niemand konnte oder wollte ihm sagen, wo Silver II lebte. Es konnte hier sein, auf dieser Welt, dem blauen Planeten.

Es war aber auch durchaus denkbar, daß der junge Silberdämon sich in einer anderen Dimension aufhielt. Es gibt viele Welten. Sichtbare und unsichtbare. Überallhin konnte sich Silver II begeben haben.

Der Ex-Dämon wußte nur, daß sein Sohn sich von Cuca getrennt hatte. Er hatte seine Mutter, die Hexe, verlassen, weil er sich mit ihr nicht mehr verstand.

Welchen Weg hatte er eingeschlagen?

»Wo bist du?« fragte der Hüne mit den Silberhaaren traurig. Er hob den Blick zum Himmel. »Wo lebst du, mein Sohn? Ich weiß, es ist nicht ungefährlich, dich zu suchen, und es wird noch gefährlicher sein, dir gegehüberzutreten, denn deine Mutter hat dich im Sinne des Bösen erzogen. Aber in deinen Adern fließt auch mein Blut, und ich habe mich vor langer Zeit vom Bösen abgekehrt, habe mich geweigert, nach den Gesetzen der Hölle zu leben, obwohl mir klar war, daß die schwarze Macht mich deshalb zum Tode verurteilen würde. Ich habe dieses Risiko auf mich genommen und kämpfe auf der Seite des Guten. Und ich wäre glücklich, wenn ich dich neben mir haben könnte.«

Er schloß die Haustür auf und erwartete, daß Roxane, Vicky Bonney und Tony Ballard zu Hause sein würden. Doch düstere Stille schwebte ihm entgegen. Niemand war daheim.

Der Ex-Dämon begrüßte es. Er war jetzt ohnedies nicht in der Stimmung, sich zu unterhalten. Er war ganz gern für sich allein.

Allein mit seinen Gedanken.

Er setzte sich im Wohnzimmer in einen breiten Sessel, streckte die Beine von sich und starrte stumm vor sich hin.

Als es klopfte, hob Mr. Silver langsam den Kopf. Der Ex-Dämon verließ lustlos den Living-room und öffnete die Haustür.

Ein rothaariges Mädchen mit grünen Augen stand draußen. Oda, die weiße Hexe. Roxanes Freundin. Mago hatte sie sich holen wollen, doch die Ballard-Crew hatte es verhindert.

Seither lebte Oda mit Lance Selby zusammen. Die beiden waren ein Herz und eine Seele. Der Hüne ließ sie ein.

»Ist Tony da?« fragte Oda. Sie hatte eine Zwillingsschwester namens Yora, und diese Yora war das genaue Gegenteil von ihr.

Früher war Yora auch nur eine Hexe gewesen, aber sie machte sich um die Hölle so sehr verdient, daß Asmodis sie zur Dämonin machte.

Heute war Yora eine gefährliche Totenpriesterin, die mit ihrem Dolch unglücklichen Menschen die Seele aus dem Leib schnitt. Neuerdings

kümmerte sie sich um Frank Esslin, den Söldner der Hölle.

Sie hatte gewissermaßen die »Patenschaft« über ihn übernommen.

»Niemand ist zu Hause«, sagte Mr. Silver.

»Bist du niemand?« fragte Oda.

»Ich fühle mich so gut wie niemand«, brummte der Ex-Dämon.

Oda kannte sein Problem, und sie hätte ihm gern geholfen, aber das war ihr nicht möglich.

»Ich mache mir Sorgen um Lance«, sagte die weiße Hexe.

»Wieso?«

»Irgend etwas stimmt nicht. Lance besorgte Karten für das heutige Open-air-Konzert. Wir waren für 19 Uhr verabredet…«

»Es ist erst 18 Uhr 55«, sagte der Ex-Dämon.

»Du kennst Lance. Er kommt immer mindestens zehn Minuten früher.«

»Vielleicht kam ihm diesmal etwas dazwischen.«

»Ja, heftige Zahnschmerzen.« Oda entfaltete einen Zettel. »Als ich nach Hause kam, fand ich das auf dem Tisch.«

»Darf ich?« fragte Mr. Silver und nahm ihr den Zettel aus der Hand.

»*Liebling*«, las er, »*ich habe ganz plötzlich rasende Zahnschmerzen. Ich gehe zu Dr. Wissney. Solltest du früher nach Hause kommen, weißt du, wo ich bin. Mach dir keine Sorgen, der Konzertbesuch ist deswegen nicht gefährdet. Ich bin pünktlich daheim. – Kuß Lance.*«

Oda nickte aufgeregt und nahm die Nachricht wieder an sich.

»Und?« sagte Mr. Silver. »Ich sehe weit und breit keinen Grund für deine Unruhe.«

»Erstens hat Lance die gesündesten Zähne, die es gibt, und zweitens ist Lance nicht mehr bei Dr. Wissney.«

»Woher weißt du das?«

»Ich habe angerufen. Es hebt niemand ab.«

»Eigentlich müßte Dr. Wissney noch in seiner Praxis sein«, sagte der Hüne.

»Eben. Ich sage dir, hier stimmt irgend etwas nicht.«

Der Ex-Dämon begab sich zum Telefon und rief die Ordination des Zahnarztes an. Er hatte damit denselben Erfolg wie Oda. »Tatsächlich, es hebt niemand ab.«

»Glaubst du, ich kann nicht telefonieren?« fragte ihn Oda ärgerlich.

»Wäre ja möglich gewesen, daß euer Apparat gestört ist«, sagte Mr. Silver. »Ich mache dir einen Vorschlag, Oda. Du gehst jetzt wieder nach Hause, damit du da bist, falls Lance heimkommen sollte, und ich gehe zu Dr. Wissney, um dort nach dem Rechten zu sehen. Es gibt bestimmt eine plausible Erklärung dafür, daß der Zahnarzt nicht abhebt.«

***

Ein P und ein K – kunstvoll ineinander verschlungen. Ich sah dieses gelbe Emblem zum erstenmal. Es beunruhigte mich nicht, denn ich wußte ja nicht, wer dahintersteckte, wessen Zeichen das war.

»Sie warten auf Vurenne Bonx, nicht wahr?« sagte einer der beiden.

»Schon möglich«, antwortete ich vorsichtig. Mein sechster Sinn warnte mich. Ich wollte nicht zu vertrauensselig sein. Diese beiden Kerle kamen mir nicht ganz astrein vor.

Sie gehörten mit in dieses grausige Spiel, das zwei Menschenleben gefordert hatte. Sie waren Figuren wie Vurenne Bonx.

»Vurenne wird nicht kommen, Mr. Ballard«, sagte der Mann. »Wir sind ihre Freunde. Sie hat uns gebeten, Sie zur ihr zu bringen.«

»So? Wo befindet sich Vurenne denn? Nicht mehr in der Diskothek?«

»Nein, die hat sie vor fünfzehn Minuten verlassen. Es ist nicht weit, Mr. Ballard. Kommen Sie.«

Ich zögerte, und das paßte den Ledernen nicht. Sie konnten ihre Unruhe kaum noch im Zaum halten.

Wer euch beiden traut, der ist verkauft und verraten! dachte ich und sagte mit einer wegwerfenden Handbewegung: »Ich bin ein bequemer Mensch. Wenn es mit solchen Schwierigkeiten verbunden ist, ein paar Worte mit Vurenne Bonx zu reden, dann verzichte ich darauf.«

»Wieso denn Schwierigkeiten?« fragte der Mann, der mich zum Mitkommen überreden wollte. »In der Disco ist es Vurenne nicht möglich, Ihnen zu sagen, was sie weiß.«

»Warum nicht?« stellte ich mich dumm.

»Dort drinnen haben die Wände Ohren.«

»Taube Ohren – bei dem Lärm.«

»Also, was ist nun?«

»Wir lassen es bleiben.«

»Oh, nein, das geht jetzt nicht mehr!« knurrte der Kerl und zauberte aus seiner Lederkleidung einen Revolver hervor. Sein Freund folgte seinem Beispiel.

»Vorsicht, Vicky!« rief ich und hoffte, daß meine Freundin im Ernstfall all das, was ich ihr beigebracht hatte, so gut beherrschte wie zu Hause auf der Matte im Kellertrainingsraum.

Gleichzeitig griff ich einen der Männer an. Mein Karatetritt saß präzise. Der Mann stieß einen heiseren Schrei aus, sein Gesicht verzerrte sich. Die Waffe hüpfte ihm wie ein Frosch aus der Hand.

Er schlug mit der Linken zu, traf meinen Rippenbogen und hämmerte mir damit die Luft aus der Lunge, doch ich blieb ihm nichts schuldig. Mein hochschnellendes Knie entlockte ihm einen neuerlichen Schrei.

Nach dem nächsten Schlag bekam er glasige Augen, während seine Fäuste nach unten fielen, als wären sie plötzlich zentnerschwer.

Jetzt konnte ich mir die Stelle aussuchen, die ich treffen wollte.

Ungedeckt stand der Bursche vor mir, und ich machte das Maß voll.

Vicky Bonney hatte sich inzwischen auf den zweiten Ledermann gestürzt und ihm ihre Handtasche um die Ohren geschlagen. Mit so einer unorthodoxen Attacke hatte der PK-Gangster nicht gerechnet.

Statt abzudrücken, schlug er mit dem Revolver nach meiner Freundin. Er traf sie auch, und ich hörte, wie Vicky schmerzhaft die Luft einzog. Das war der Moment, wo ich meinen Gegner erwischt hatte.

Ich konnte mich dem zweiten Mann zuwenden. Ich traf ihn völlig unerwartet, denn er konzentrierte sich auf Vicky, mit der er leichtes Spiel zu haben glaubte.

Seine Kanone schlitterte davon. Er verlor die Lust am Kämpfen und suchte mit Riesenschritten das Weite.

Okay, den einen wollte ich entwischen lassen, aber der zweite sollte bei uns bleiben, damit wir ihm die Daumenschrauben ansetzen konnten.

Wieso waren sie statt Vurenne Bonx erschienen? Was bedeutete das gelbe Emblem auf ihrer Brust? Wessen Revolverschwinger waren sie? Wie paßte ihr Auftritt zu dem Horror, der über die Fultons hereingebrochen war?

Diese und noch viele andere Fragen hätte mir der andere Verbrecher beantworten sollen, aber als ich mich umdrehte, um ihn mir zu kaufen, erreichte er soeben die nächste Straßenecke und verschwand aus meinem Blickfeld.

»Der ist noch nicht aus dem Schneider!« knurrte ich. »Komm, Vicky, wir versuchen, ihn zu kriegen.«

In der Leichtathletik – vor allem im Laufen – hatte ich meiner Freundin noch nie etwas vormachen können. In dieser Disziplin war sie ein Naturtalent. Wir jagten nebeneinander zur nächsten Querstraße.

Der Mann verschwand soeben in einem finsteren Durchgang. Wir blieben ihm auf den Fersen, holten sogar auf. Der Ledermann durchquerte einen schummrigen Hinterhof, überkletterte eine Mauer und erreichte einen freien Platz, auf dem bis vor zwei Jahren ein überalterter Wohnblock gestanden hatte.

Jetzt stand hier nichts mehr.

Die Abbruchkugel hatte reinen Tisch gemacht. Bald würden hier neue Bauarbeiten beginnen. Ein riesiger Kran überragte schon das Gelände, und in diesem hockte der Lederne.

Er hatte sich für Vicky Bonney und mich etwas Besonderes einfallen lassen. Im Kranbedienen war er einsame Spitze. Er dirigierte das Gerät wie Leonard Bernstein ein Hundert-Mann-Orchester.

An einem langen Stahlseil hing eine zentnerschwere Eisenschiene, und die schwang er uns mit der Breitseite entgegen – und zwar so knapp über dem Boden, daß man kaum eine Hand darunterschieben

konnte.

Es hatte also keinen Zweck, sich flach hinzuwerfen. Vicky und ich stoben nach links und rechts davon. Meine Freundin brachte sich mit einem zusätzlichen Hechtsprung in Sicherheit.

Auch ich sprang. Aber die Strecke, die ich zurückzulegen hatte, war um zwei Schritte länger, und so erwischte mich die Schiene an der Hüfte. Ein glühender Schmerz durchraste mich und riß mir einen Schrei von den Lippen.

Ich wurde herumgewirbelt und flog in den Dreck.

Der Lederne stoppte den Vorwärtsschwung der Schiene und holte sie teuflisch grinsend zurück.

»Tony!« Vickys Schrei gellte entsetzt über den freien Platz, als sie die Schiene auf mich zuschwingen sah.

Ich biß die Zähne zusammen und sprang auf. Die Schiene wuchtete haarscharf an mir vorbei, rasierte den Boden, wirbelte den Staub auf. Vicky öffnete ihre Handtasche und riß die Derringer heraus.

Sie legte auf den Mann im Kran an und feuerte.

Der Lederne zuckte zusammen. Vickys Kugel hatte ihn an der Schulter erwischt. Grund genug für ihn, den Kran zu verlassen. Er kletterte am Gestänge hinunter und gab Fersengeld.

Ich ignorierte das Stechen in meiner Hüfte und folgte dem Kerl wieder. Vicky versuchte, ihn mit einer Kugel zu stoppen, doch der Verbrecher rannte wie ein Hase im Zickzack.

Es gelang ihm, den Bauplatz zu verlassen. Wir hörten das Brummen eines Automotors, und gleich darauf sahen wir einen Kastenwagen. Wer hinter dem Steuer saß, konnten wir nicht sehen.

Das Fahrzeug stoppte.

Es hörte sich nach Notbremsung an.

Die Ladetüren schwangen wie von Geisterhand bewegt auf, und zwei junge gelenkige Männer sprangen heraus. Sie trugen kein PK-Zeichen, und dennoch waren sie unsere Feinde.

Sie gehörten derselben Brut wie die beiden Ledermänner an. Aber sie waren wesentlich gefährlicher als diese, das sollte sich wenig später herausstellen.

Sie eilten uns furchtlos entgegen. Ich zückte sicherheitshalber meinen Colt Diamondback. Fünf Schritte von uns entfernt blieben die beiden Burschen stehen.

Der Fahrer des Kastenwagens wartete nicht auf ihre Rückkehr.

Warum nicht? Schrieb er sie ab? Rechnete er nicht damit, daß sie uns bezwingen konnten? Sie selbst schienen anderer Meinung zu sein.

Ihren Mienen war anzusehen, daß sie sich bereits als Sieger fühlten.

Hinter ihnen schlossen sich die Ladetüren. Der Kastenwagen fuhr weiter, und fünf Schritte von uns entfernt standen diese beiden Milchgesichter, die sich für unbezwingbar hielten.

Ich wollte sie eines Besseren belehren.

»Nun hebt mal schön die Hände hoch!« sagte ich in schneidendem Befehlston und ließ sie in die Mündung meines Colts Diamondback blicken.

Auch Vicky Bonney richtete ihre Derringer-Pistole auf die beiden.

Jeder vernünftige Mensch hätte sich in dieser Situation keine Chancen ausgerechnet. Die beiden Kerle aber schienen es zu tun.

»Ihr seid erledigt!« knurrte einer der beiden. Er war blond, der andere schwarzhaarig.

»Glaubst du das im Ernst?« fragte ich. »Du stehst vor meiner Kanone, falls dir das noch nicht aufgefallen sein sollte.«

»Drück ab, Ballard!«

»Das tu' ich, wenn ihr mich dazu zwingt! Ich würde an eurer Stelle kein Risiko eingehen.«

Es funkelte böse in den Augen des Schwarzhaarigen. »Du bist zu neugierig, Tony Ballard!«

»Ihr steckt alle unter einer Decke, nicht wahr?« sagte ich. »Vurenne Bonx, die zwei Ledernen, ihr… Welchem Verein gehört ihr an? Was bedeutet PK?«

»Noch nie gehört?« fragte der Blonde.

»Nein. Ist das eine Bildungslücke?«

»Eine ganz große sogar.«

»Dann werde ich sie mit eurer Hilfe schließen«, erwiderte ich.

»Also – was heißt PK?«

»Professor Kull«, sagte der Schwarzhaarige, und er sprach es so aus, als wäre es für ihn schon eine riesige Ehre, diesen Namen überhaupt in den Mund zu nehmen.

»Nie gesehen, nie gehört«, sagte ich. »Wer ist Professor Kull? Könnte man ihn im weitesten Sinne als euren Boß bezeichnen?«

»Nicht nur im weitesten Sinn. Er ist unser Boß«, sagte der Blonde.

»Vurenne Bonx hatte den Auftrag, sich an Charles Fulton heranzumachen, ist das richtig?«

»Allerdings, Schlauberger.«

»Und Fulton wurde geschnappt und zu Professor Kull gebracht«, spann ich den Faden weiter. »Professor Kull… he, Moment mal, jetzt geht mir ein Licht auf. Ist dieser Professor irgend so ein verrückter Wissenschaftler?«

Der Schwarzhaarige lachte. »Wenn der Professor das hört, zieht er dir die Haut bei lebendigem Leib ab.«

»Kull hat eine Erfindung gemacht, was? Eine grauenvolle Erfindung«, sagte ich überlegend. »Professor Kull machte aus Charles Fulton auf irgendeine Weise ein Monster.«

»Es war nicht der Professor persönlich«, sagte der Blonde. »Aber ansonsten liegst du mit deiner Theorie nicht schlecht, Tony Ballard.

Wir können euch das jetzt leicht verraten. Ihr werdet von eurem Wissen ohnedies keinen Nutzen mehr ziehen können, denn von hier kommt ihr nicht lebend weg.«

»Abwarten!« knurrte ich. »Womit hat man die Verwandlung des jungen Fulton erreicht? Ist es ein Apparat? Ein Serum?«

»Ein Serum«, antwortete der Blonde bereitwillig. »Synthetisches Blut. Es hat geringfügige Nebenwirkungen, wie du gesehen hast.«

Mich schauderte bei soviel Kaltblütigkeit. Geringfügige Nebenwirkungen, sagte dieser verdammte Kerl. Nicht zu fassen.

»Wohin wurde der junge Fulton verschleppt?« wollte ich weiter wissen.

»Allmählich reichen die Fragen, Tony Ballard«, sagte der Schwarzhaarige.

»Warum antwortet ihr nicht? Wenn wir euch doch sowieso nicht mehr…«

»Ihr wißt genug. Es reicht«, entschied der Blonde.

Er nickte seinem Komplizen zu. Es war ein Zeichen. Synchron zogen sich die beiden die Hemden über den Kopf.

Mit nacktem Oberkörper standen sie jetzt vor uns. Plötzlich verfärbte sich ihre Haut, wurde rissig und braun, und durch die Haut bohrte sich ein ekeliger, blutroter Wurm.

Gleichzeitig setzten sich die beiden in Bewegung und kamen auf uns zu!

***

Mr. Silver ging zu Fuß zu Dr. Wim Wissney. Er erwartete sich keine Sensation. Odas Sorge um Lance Selby war bestimmt unbegründet.

Was sollte dem Parapsychologen beim Zahnarzt schon zugestoßen sein?

Lance suchte Wissney viermal im Jahr auf. Immer kam er wohlbehalten wieder. Daß er heute mal nicht zur vereinbarten Zeit daheim war, hatte für den Ex-Dämon noch nichts zu bedeuten.

Lance konnte zum Beispiel einen alten Freund getroffen haben.

Silver erreichte das Haus, in dem sich die Ordination des Arztes befand, stieg die Treppen hoch und sah den Zettel, der an der Tür klebte.

»In dringenden Fällen zu Dr. Clive Jordan«, murmelte der Ex-Dämon. »Aha, das ist also des Rätsels Lösung. Bei Jordan sitzen viele Leute. Lance muß warten. Das ist der Grund für seine Verspätung. Alles klar.«

Mr. Silver wandte sich um.

Da vernahm er hinter der Tür ein gedämpftes, ersticktes Stöhnen, das ihn alarmierte. Es riß ihn herum. Sein Blick huschte irritiert über die geschlossene Tür.

Drinnen schlug jemand mit einem harten Gegenstand dagegen.
Wieder dieses Stöhnen.
Oder war es ein Rufen?
Das Rufen eines geknebelten Menschen? Plötzlich sah Mr. Silver Lance Selbys Zuspät-Kommen in einem anderen Licht. Dort drinnen brauchte jemand Hilfe.
Dieser Zettel schickte alle Leute zu Dr. Clive Jordan, also fort von hier. Denn hinter der Tür lag jemand. Deshalb war die Ordination vorübergehend geschlossen.
Mr. Silver trat drei Schritte zurück und wuchtete sich dann mit seinem Schwergewicht gegen die Tür. Den ersten Aufprall verkraftete sie gerade noch ächzend.
Den zweiten nicht mehr. Das Holz splitterte. Die Tür knallte gegen einen Körper. Mr. Silver drückte weiter dagegen und schob den Mann, der auf dem Boden lag, ein Stück zurück.
»Dr. Wissney!« rief der Ex-Dämon.
Er beugte sich über den Zahnarzt und riß ihm das Pflaster vom Mund. Wim Wissney war nicht nur Lance Selbys Zahnarzt. Auch Vicky Bonney und Tony Ballard gehörten zu seinen Patienten.
Allein Mr. Silver brauchte keinen Zahnarzt, aber er hatte Tony schon einige Male hierher begleitet. Deshalb kannte er auch Dr. Wissney. Der Arzt japste nach Luft.
»Endlich!« stöhnte er. »Ich dachte schon, es käme überhaupt niemand mehr, um mich aus meiner qualvollen Lage zu befreien.«
»Was ist passiert, Dr. Wissney?« fragte Mr. Silver, während er die Fesseln löste.
»Man hat mich völlig grundlos überfallen.«
»Wer überfällt einen Zahnarzt? Das ist doch idiotisch.«
»Der Meinung bin ich auch«, sagte Wim Wissney.
»Hat man Sie beraubt?«
»Nein, nicht einmal das. Ich sehe keinen Sinn in diesem Überfall.«
»Aber es muß doch einen Grund geben, weshalb man Sie… Augenblick! Jetzt funkt es bei mir, Doktor«, sagte Mr. Silver, und es blitzte in seinen perlmuttf arbenen Augen. Er zog unter dem fülligen Zahnarzt die Nylonschnur ein letztesmal durch und half dem Mann anschließend auf die Beine.
»Wissen Sie, daß man Ihre Ordination vorübergehend geschlossen hat, Doktor?«
»Nein, davon habe ich keine Ahnung.«
Mr. Silver öffnete die Tür vollends, so daß Wissney den Zettel sehen konnte. »War Lance Selby bei Ihnen?« fragte der Ex-Dämon.
»Nein.«
»Dann wollte man meinen Freund auf diese Weise zu Dr. Clive Jordan umdirigieren. Ist der Konkurrenzkampf zwischen den Zahn-

ärzten schon so hart geworden?«
»Nicht im mindesten.«
»Kennen Sie Dr. Clive Jordan?«
»Nicht persönlich.«
»Ist er ein guter Zahnarzt?«
»Ich habe noch nichts Nachteiliges über ihn gehört.«
»Wie lange hat er seine Praxis schon?«
»Vier Monate, glaube ich.«
»Aber Sie sehen in ihm keine Konkurrenz.«
»Absolut nicht.«
»Lassen Sie mich mal zusammenfassen, Doktor. Lance Selby bekommt auf einmal rasende Zahnschmerzen. Er kommt hierher, findet den Zettel an der Tür, geht zu Dr. Jordan… Er sollte um 19 Uhr zu Hause sein, kommt aber nicht heim. Da wurde irgendeine Schurkerei von langer Hand geplant. Dr. Clive Jordan scheint in ein unseriöses Spiel verwickelt zu sein. Aber wie hat man es geschafft, daß Lance Selby Zahnschmerzen kriegt?«
Wim Wissney zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht, Mr. Silver.«
»Lance geht zu Dr. Jordan und scheint seither verschollen zu sein«, sagte der Ex-Dämon. »Erzählen Sie mir haargenau, wer Sie überfallen hat, Dr. Wissney. Ich muß alles wissen.«
»Es waren zwei Männer. Sie trugen schwarze Lederkleidung und waren maskiert.« Der Arzt wies auf die linke Seite seiner Brust.
»Hier trugen sie ein Emblem. Zwei gelbe, ineinander verschlungene Buchstaben. Ein P und ein K… Von langer Hand geplant, sagten Sie, Mr. Silver. Ja, das stimmt.«
»Wieso glauben plötzlich auch Sie das?« fragte der Ex-Dämon.
»Man sorgte dafür, daß ich allein in meiner Praxis bin, indem man meiner Assistentin eine Opernkarte zusandte. Ich dachte, dahinter würde ein glühender Verehrer stehen, doch nun ist mir klar, daß diese Verbrecher May Biggs die Eintrittskarte zuspielten.«
»Die beiden Lederkerle haben Sie also überfallen. Sagten Sie irgend etwas?«
Wim Wissney berichtete, was sich im einzelnen abgespielt hatte.
»So, so«, brummte der Ex-Dämon. »PK wird noch von sich reden machen. Sie wissen nicht, was PK heißt oder ist?«
»Das sagten mir die Maskierten nicht.«
Mr. Silver boxte sich mit der Linken in die offene Rechte »PK… PK … PK … Verdammt noch mal, wenn ich nur wüßte, was das heißt!«

***

Groß, blond, blauäugig, elegant, arrogant, selbstbewußt, hartherzig und grausam – das alles, und noch viel mehr, war Professor Kull.

Professor Kull – ein Teufel.
Professor Kull – ein Genie.
Professor Kull – ein Wahnsinniger…

Er besaß alles, was sich ein Mensch nur wünschen kann, aber es reichte ihm nicht. Professor Kull bekam niemals genug. Er war unersättlich, ein alles verschlingender Moloch, und während er eines hinunterschlang, griff er schon nach dem nächsten.

Sein Reichtum war unermeßlich, doch das hielt ihn nicht davon ab, nach immer mehr Geld und Profit zu gieren. Denn Geld ist Macht, und mächtig wollte Professor Kull sein.

Er war überall auf der Welt zu Hause, und die Welt wollte er beherrschen. Es gab unzählige Schlupfwinkel, in denen er sich verbergen konnte. Angriffe, die ihn treffen sollten, gingen stets ins Leere, doch wenn er zurückschlug, war das bisher immer tödlich gewesen.

Professor Kull – Satans rechte Hand!

So nannten ihn manche, doch er war kein Geschöpf der Hölle, sondern ein sterblicher Mensch mit erschreckenden Ideen. Nichts war diesem gewissenlosen Mann heilig.

Selbst ein Menschenleben bedeutete ihm nichts.

Das war Professor Kull.

Überall auf der Welt hatte er nicht nur seine Stützpunkte, sondern auch seine Mitarbeiter, die in ihm den absoluten Herrscher sahen.

Wer sich ihm nicht bedingungslos unterwarf, lebte nicht lange.

Seine weit verzweigte Organisation wurde straff geführt. Nichts entging ihm, denn er hatte überall seine Spitzel und Zuträger sitzen, und Versager oder Verräter bestrafte er exemplarisch, um andere abzuschrecken.

Und dieser Professor Kull hatte sich entschlossen, mit seiner Organisation des Schreckens nun auch in England Fuß zu fassen.

Während sein Privatjet den Londoner Flughafen Heathrow anflog, telefonierte er mit Bill Carrenna.

»Wie sieht's in London aus?« fragte Professor Kull mit metallischer Stimme.

»Bestens«, antwortete Carrenna. »Wir haben alles fest im Griff, Professor.«

»Und John Fulton?«

Carrenna lachte. »Der hat heute das Zeitliche gesegnet. Er und sein Sohn müssen wohl eine ansteckende Krankheit erwischt haben.«

»Wunderbar«, sagte Professor Kull, und ein eiskaltes Lächeln umspielte seinen Mund. »Und die Operation Peckinpah?«

»Ist angelaufen.«

»Großartig. Ich werde in einer Viertelstunde in Heathrow eintreffen. Sorgen Sie dafür, daß man mir keine Schwierigkeiten macht.«

»Ist bereits erledigt.«
»Sie sind ein tüchtiger Mann, Carrenna.«
»Freut mich, daß Ihnen das auffällt, Professor Kull.«
»Wir sollten bei Gelegenheit mal über Ihre Zukunft sprechen.«
»Gerne, jederzeit. Vielen Dank, Professor Kull.«
»Wir sehen uns in fünfzehn Minuten«, sagte Kull und beendete damit das Gespräch.
Den nächsten Anruf tätigte er über einen Satelliten. Er setzte sich mit Dallas in Texas in Verbindung. Sein Gesprächspartner hieß Herbert Stoke. Er brachte dem Mann uneingeschränktes Vertrauen entgegen.
Stoke war sein Strohmann. Alle Geschäfte, bei denen Professor Kull in den Vereinigten Staaten nicht namentlich erscheinen wollte – und das waren nicht wenige –, wickelte er über Herbert Stoke ab.
»John Fulton ist tot«, sagte Professor Kull.
»Eine erfreuliche Nachricht, Sir«, antwortete Stoke.
»Man wird versuchen, die wahre Todesursache zu verheimlichen. Für uns ist das nicht von Bedeutung. In Kürze wird die Welt erfahren, daß John Fulton nicht mehr lebt. Da auch sein Sohn tot ist, steht Fulton Oil praktisch ohne Führung da.«
»Diesen Umstand werden wir uns selbstredend sofort zunutze machen«, sagte Stoke.
»So stellte ich mir die Sache vor. Mary-Jane Fulton und ihre Tochter haben keine Ahnung, wie man so einen riesigen Konzern führt. Sie werden sich zum Verkauf entschließen, und wir werden die ersten sein, die ihnen ein Angebot unterbreiten.«
»In Ordnung, Professor. Wie hoch soll ich gehen?«
»Das überlasse ich Ihrem Ermessen, Stoke. Ich erwarte von Ihnen nur, daß wir Fulton Oil günstig erwerben. Bereiten Sie alles gewissenhaft vor.«
»Sie können sich wie immer auf mich verlassen, Sir. Ich glaube nicht, daß es Probleme geben wird.«
»Mary-Jane Fulton wird Rechtsanwalt Elliot mit dem Verkauf beauftragen. Der Mann ist ein Fuchs. Er hat die Interessen der Fultons bisher immer sehr clever vertreten.«
»Ein zahnloser Fuchs ist das Gelächter im Hühnerstall, Sir.«
»Sie schicken jemanden zu ihm, der ihm die Zähne zieht?«
»Genau das habe ich vor, Professor.«
»Tja, dann sehe ich wirklich weit und breit kein Problem mehr für uns«, sagte Kull und legte auf.
Fünf Minuten später setzte sein Privatjet auf dem Heathrow Airport auf. Kurz darauf reichte Bill Carrenna dem Professor die Hand und hieß ihn herzlich in London willkommen. Carrenna war ein schwarzhaariger, schlanker Mann mit dunkelbraunen Augen. So wie er sahen sie meisten Papagalli in Italien aus. Seine Eltern stammten aus

Rom. Als Konzession an ihre neue Heimat nannten sie ihren Sohn nicht Peppino, Giacomo oder Enzo, sondern William – also Bill.

»London gehört Ihnen«, sagte Carrenna.

Und Professor Kull nahm das mit einem selbstgefälligen Lächeln zur Kenntnis.

***

Ernie Webbster schwitzte Blut und Wasser. Es zuckte fortwährend in seinem Raubvogelgesicht. Er war eingesperrt. Der Raum hatte keine Fenster. An drei Seiten war Webbster von kahlen grauen Betonmauern umgeben. Die vierte Seite bestand aus einer Gitterwand mit Tür.

Webbster hatte schon versucht, die Stäbe auseinanderzubiegen, doch sie waren zu dick; an Flucht war also nicht zu denken.

Tränen schimmerten in seinen tiefliegenden Augen. Er hatte panische Angst. Todesangst! Und sie war berechtigt, denn er hatte versagt. Seit wenigen Wochen erst gehörte er der Organisation des Schreckens an, und er hatte den Mund immer ziemlich voll genommen.

Großsprecherisch hatte er behauptet, ihm wäre so gut wie nichts unmöglich, niemand könne ihm das Wasser reichen.

Nun, er spannte diesen Bogen so lange, bis man ihm eine große Aufgabe stellte, bei der er beweisen konnte, was wirklich in ihm steckte.

Und er scheiterte an diesem Prüfstein. Schon bei diesem ersten großen Job versagte er. Und nicht nur das. Er brachte mit seinem Dilettantismus beinahe die Organisation in Gefahr.

Das stempelte ihn zum totalen Versager, und solchen Leuten stand ein furchtbares Schicksal bevor, das wußte er, und deshalb hatte er so schreckliche, bohrende Angst.

Er hämmerte verzweifelt mit den Fäusten gegen die Wand.

»Scheiße! Scheiße! Scheiße!«

Eine Tür öffnete sich, und der Mann, der ihn bewachte, erschien.

Ein dicker Kerl mit Glupschaugen, Sattelnase und rundem Kinn. Er trug ein kariertes Hemd, die Ärmel waren hoch gekrempelt.

Webbster stieß sich sofort von der Mauer ab und eilte zur Gittertür. Mit beiden Händen umklammerte er die dicken Stäbe.

»Wie fühlt man sich so als Delinquent?« fragte Frank Tushing, der Wächter.

»Entsetzlich!« stöhnte Ernie Webbster. Er klemmte sein schmales Raubvogelgesicht zwischen die Gitterstäbe.

»Du hättest nicht so große Töne spucken sollen, Junge. Damit hast du dir dein eigenes Grab geschaufelt.«

»Ich weiß, ich weiß, o Gott, ich weiß es ja, Frank«, sagte Ernie Webbster mit weinerlicher Miene.

»Du bist ein jämmerlicher Versager. Beinahe hättest du ein paar von

uns mitgerissen.«
»Ich würde mich gern rehabilitieren.«
»Das ist für dich nicht drin. Du weißt, was auf Versager wartet.«
»Frank, wir sind doch Freunde!«
»Das waren wir mal. Ich bin nicht der Freund eines Versagers, das kann ich mir nicht leisten. Ich möchte nicht neben dir in dieser Zelle stehen, wenn der Professor eintrifft.«
»Er kommt nach London?«
»Sein Jet ist soeben in Heathrow gelandet. Du kannst dir also ausrechnen, wie lange du noch zu leben hast.«
»Frank, ich bitte dich, hilf mir!« flehte Webbster.
»Du hast wohl nicht alle Latten am Zaun«, erwiderte Tushing lachend. »Ich soll ihm helfen, meine Güte, ist der verrückt.«
»Laß mich raus, Frank. Ich will nicht sterben.«
»Weißt du, was Professor Kull mit mir machen würde, wenn ich das täte?«
»Dann komm mit mir, Frank. Wir hauen ab. Wir verlassen England. Ich bezahle alles. Ich habe Geld. Schweden, Bulgarien, Ägypten, Brasilien… Wir können überall untertauchen.«
Tushing schüttelte den Kopf. »Wir wären nirgendwo auf dieser Welt vor Professor Kulls Leuten sicher, das weißt du, mach dir doch nichts vor. Sie würden uns in jedem Versteck aufstöbern.«
»Australien! Frank, wie wär's mit Australien? Das ist ein riesiges Land. Wüste, Wildnis… Dort würden sie uns bestimmt nicht finden.«
Tushing schüttelte unerbittlich den Kopf. »Nichts zu machen, Ernie.«
»Du mieses Stück Dreck!« brüllte Webbster. »Willst du mich wirklich verrecken lassen?«
Frank Tushing trat zwei Schritte näher. Es funkelte gefährlich in seinen Augen. »Jetzt will ich dir mal was verraten, *Freund!* Ich würde dich sogar eigenhändig umbringen, wenn der Professor es verlangt!«
Webbster spuckte ihm voller Verachtung ins Gesicht.
»Verschwinde, du Aas! Ich will dich nicht mehr sehen!« schrie er.
Tushing wischte sich den Speichel vom Gesicht. »O ja«, sagte er langsam. »Es wäre mir sogar ein Vergnügen, dich umzubringen!«

***

Ich hatte nicht miterlebt, wie Charles Fulton seinen Vater tötete, hatte aber die beiden Leichen gesehen. Dieser rote, ekelige Wurm hatte sich an John Fulton festgefressen.
Charles verlor sein Leben, indem er seinen Vater umbrachte. Ein Kamikaze-Monster!
Auch diese beiden Killer waren bereit, ihr Leben zu opfern. Sie waren diesem Professor Kull bis in den Tod treu ergeben. Wir durften uns von diesen Monstern nicht berühren lassen, sonst waren wir erledigt.

»Zurück, Vicky!« zischte ich.

Meine Freundin hob die Derringer-Pistole und drückte ab. Die kleinkalibrige Waffe kläffte. Die Kugel traf das Scheusal. Wuchtig hieb sie in die Brust des Ungeheuers, doch nichts passierte.

Der Wurmkiller fiel nicht um.

Er verdaute die Kugel wie nichts. Es hatte den Anschein, als hätte Vicky Bonney eine Platzpatrone abgefeuert.

Vielleicht ist das Kaliber zu klein, dachte ich und zog den Stecher meines Diamondback durch. Die Waffe wummerte und ruckte in meiner Hand. Meine Kugel traf den anderen Kerl mit größerer Aufprallwucht.

Sie stieß ihn einen Schritt zurück, das war aber auch alles, was ich mit dem Schuß erzielte. Professor Kulls Serum schien sie unverwundbar gemacht zu haben.

Diese Monster, die nicht von der Hölle geschaffen worden waren, hatten keine Probleme mit dem geweihten Silber. Wie war ihnen beizukommen? Sollte ich meinen magischen Flammenwerfer gegen sie einsetzen?

Vermutlich waren sie auch dagegen immun.

Es blieb nur eines: Rückzug!

Ein Wort genügte, und Vicky Bonney wirbelte mit mir herum.

Wir ergriffen vor Professor Kulls Monstern die Flucht. Das war keine Schande. Solange ich nicht wußte, auf welche Weise man diese Ungeheuer ausschalten konnte, war es nur vernünftig, sich abzusetzen.

Sie folgten uns.

Wir erkannten schon bald, daß sie so schnell wie wir waren. In wilder Jagd ging es den Weg zurück, den vorhin die Ledermänner eingeschlagen hatten. Wir mußten den Peugeot erreichen.

Aber die Wurmkiller waren uns so dicht auf den Fersen, daß es fraglich war, ob wir die Zeit haben würden, einzusteigen.

Wenn wir uns trennen, schoß es mir durch den Kopf, trennen sich dann auch die Monster? Oder versuchen sie nur mich zu kriegen?

Würden Sie Vicky ungeschoren lassen?

Sollte ich es riskieren?

Nein, lieber nicht. Solange Vicky bei mir war, konnte ich ihr beistehen. Wenn einer der Wurmkiller sie irgendwo allein in die Enge trieb, konnte ich ihr nicht helfen.

Dort vorne – unser Peugeot!

Wir hetzten auf ihn zu. Die Distanz zwischen uns und den Scheusalen war unverändert. Während des Laufens warf ich Vicky Bonney die Wagenschlüssel zu.

»Schließ den Kofferraum auf!« keuchte ich. »Die Streitaxt!«

Wir erreichten das Fahrzeug. Ich kreiselte herum, riß mein Bein hoch und stieß es einem der beiden Kerle mit großer Kraft gegen die Brust.

Er warf die Arme hoch, flog zurück und prallte gegen seinen Komplizen.

Wertvolle Sekunden!

Vieky Bonney zitterte den Schlüssel ins Schloß.

Mach schon, Vicky! Mach! schrie es in mir. Beeile dich, sonst sind wir verloren!

Noch einmal trat ich zu. Die Wurmkiller versuchten, mein Bein zu erwischen, doch ich zog es blitzschnell zurück. Hinter mir klappte der Kofferraumdeckel hoch.

Ich federte zurück, und Vicky Bonney drückte mir die magische Streitaxt in die Hand. Meine Finger schlossen sich um den dicken schwarzen Ebenholzschaft. Ich schwang diese Waffe, die wir den gelben Drachen abgenommen hatten, hoch und schlug damit nach den Ungeheuern.

Surrend schnitt die blitzende Klinge durch die Luft, und die Monster wichen zurück.

Tatsächlich, sie wichen zurück!

Mein Herz machte einen Freudensprung. Hatte ich endlich die richtige Waffe in der Hand? Eine Waffe, vor der sie Respekt hatten?

Eine Waffe, mit der ich ihnen gefährlich werden konnte?

»In den Wagen, Vicky!« schrie ich. »Los, steig ein! Schnell!«

Sie wollte es tun, und ich wollte die beiden Wurmkiller auf Distanz halten, doch das gelang mir nur bei einem. Der andere zog sich zurück, beschrieb einen Bogen und wollte sich meine Freundin holen.

Mit wenigen Schritten war ich bei Vicky Bonney. Die Ungeheuer drängten uns ab; wir konnten nicht beim Wagen bleiben.

»Da hinein!« stieß ich atemlos hervor und wies auf ein halb offenstehendes Haustor.

Vicky Bonney war sofort drinnen. Ich folgte ihr und stellte fest, daß wir uns in einem unbewohnten Haus befanden. In einem Abbruchhaus. An vielen Stellen war der Verputz abgebröckelt.

Nackte Ziegel waren zu sehen. Drähte hingen aus der Mauer.

Steinplatten klapperten unter unseren Füßen. Es roch nach Fäulnis und Moder. Ich wollte die Tür zurammen, doch sie ließ sich nicht mehr bewegen.

Eine braune, rissige Hand tauchte auf. Ich schlug mit der Streitaxt zu, traf den Unterarm… Der Getroffene brüllte auf.

Vicky und ich zogen uns zurück. Wir erreichten eine Treppe, die nach unten führte. Sie hielt keine Belastung mehr aus, aber das wußten wir nicht. Wir machten die bittere Erfahrung Augenblicke später.

Ich stand neben Vicky. Plötzlich knirschte und krachte es unter uns, und dann stürzten wir in die Tiefe!

***

Tucker Peckinpah sorgte dafür, daß das grauenvolle Ereignis vertuscht wurde. Nichts drang von den Schrecknissen, die sich im Haus der Fultons ereignet hatten, an die Öffentlichkeit.

Man war sehr verschwiegen beim MI 5.

Damit Mary-Jane und ihre Tochter Myrtle in ihrem Schmerz nicht allein waren, nahm er sie mit zu sich nach Hause, und auch Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, befand sich bei ihm.

Sie alle hofften, daß Tony Ballard den Fall so schnell wie möglich lösen konnte. Peckinpah selbst hatte keinen blassen Schimmer, wie man hätte vorgehen sollen.

Er verließ sich wie immer auf Tony Ballards Erfahrung und auf dessen Intuition – und er war voller Zuversicht. Wer immer Charles und John Fulton auf diese schreckliche Weise aus dem Weg geräumt hatte, Tony würde ihn erwischen und zur Verantwortung ziehen.

Daß auch er, Peckinpah, auf der Abschußliste des Unbekannten stand, glaubte er zwar nicht, aber mit Sicherheit konnte er es nicht ausschließen. Deshalb war es ihm angenehm, Roxane bei sich zu haben, denn die Hexe aus dem Jenseits würde sich mit ihrem Leben für ihn einsetzen.

»Es wird demnächst sehr viel auf Sie einstürmen, Mary-Jane«, sagte der Industrielle.

Die attraktive Frau nickte langsam. »Ich fürchte mich schon davor.«

»Ich möchte, daß Sie wissen, daß Sie in mir einen Freund haben, der immer für Sie da ist und dem Sie rückhaltlos vertrauen können.«

Mary-Jane Fulton sah ihn ernst an. »Dafür danke ich Ihnen.«

»Was soll nun aus Fulton Oil werden?«

»Ich habe mir noch keine Gedanken gemacht.«

»Ich könnte versuchen, einen zuverlässigen Mann zu finden, der das Unternehmen für Sie leitet.«

Mary-Jane schüttelte den Kopf. »Ich glaube, ich möchte das nicht. Fulton Oil ist Johns Lebenswerk. Wenn er es nicht mehr leiten kann, und auch nicht sein Sohn, dann habe ich keine Beziehung mehr zu diesem Mammutkonzern.«

»Mit anderen Worten, Sie werden sich entschließen, zu verkaufen.«

»Ja.«

»Da kann ich Ihnen nur den gut gemeinten Rat geben, nichts zu überstürzen. Nehmen Sie nicht das erstbeste Angebot an, sondern warten Sie erst mal ab. Prüfen Sie auch die anderen Angebote.«

»Ich werde das alles Mr. Elliot, unserem langjährigen Anwalt, übergeben. Er ist ein tüchtiger Mann.«

»Sollte er allein nicht klarkommen, so stehe ich ihm jederzeit mit Rat und Tat zur Verfügung«, sagte Peckinpah.

»Sie sind ein wunderbarer Mensch, Mr. Peckinpah. Ich wüßte nicht, was ich jetzt ohne Sie tun würde.«

***

Der Luxusschlitten mit den getönten Scheiben rollte nahezu lautlos durch London. Weiche, bequeme Lederpolsterung, viel Platz für die Beine, eine eingebaute Bar, Telefon…

Professor Kull liebte es, sich mit viel Komfort zu umgeben. Ein Chauffeur steuerte den Wagen. Bill Carrenna saß neben Kull, und das war für ihn eine große Ehre.

Als der Professor den Wunsch nach einem Drink äußerte, beeilte sich Carrenna, ihn zu bedienen.

»Nehmen Sie auch einen«, forderte Kull ihn auf.

Carrenna strahlte. »Oh, danke, Professor. Vielen Dank.«

»Ich trinke nicht gern allein.«

Professor Kull hob sein Glas. Er betrachtete den Scotch, der darin sanft schaukelte. Carrenna tummelte sich mit dem Eingießen. Dann hob auch er grinsend sein Glas.

»Auf unsere nächsten Pläne«, sagte der Professor. »Auf das, was uns verbindet.«

Carrenna nickte begeistert. »Ja, Sir, darauf wollen wir trinken!«

Zehn Minuten später rollte die Luxuslimousine vor einem unscheinbaren Gebäude aus. Professor Kull musterte die graue Fassade interessiert mit seinen blauen Augen.

»Hier ist es?« fragte er.

»Ja, Professor. Nach langem Suchen habe ich mich für dieses Haus entschieden. Niemand käme auf die Idee, daß sich hier die Schaltstelle der Organisation des Schreckens befindet.«

»Unauffälliger geht es wirklich kaum noch«, sagte Professor Kull.

»Vielen Dank, Sir«, sagte Bill Carrenna, der diese Worte als Lob auffaßte.

Der Chauffeur stieg aus, ließ kurz den Blick schweifen, um sich zu vergewissern, daß die Luft rein war, und öffnete dann den Wagenschlag. Professor Kull stieg aus.

Carrenna folgte ihm und betrat mit ihm das Gebäude.

Drinnen sah das Haus ganz anders aus.

»Totaler Umbau«, sagte Bill Carrenna stolz. »Vollklimatisierte Räume, Telex, Bildfunk, Computer. Wie Sie wissen, stehen wir mit Ihrer Datenzentrale in Verbindung.«

»Ich hoffe, man kann sie nur kontaktieren, wenn man den Code kennt.«

»Selbstredend, Sir.«

Carrenna führte Professor Kull durch alle Etagen. Männer und Frauen standen stramm. Sie sahen den Professor zum erstenmal und waren von seiner Ausstrahlung fasziniert.

»Und nun kommen wir zu unserem Schmuckstück, dem Laboratorium«, sagte Bill Carrenna. »Darauf sind wir besonders stolz.

Wir haben es nach Ihren Angaben gebaut.«

Professor Kull nickte zufrieden. Es gab schon viele solcher Labors, und sie sahen alle gleich aus. Das ermöglichte es dem Wissenschaftler, überall zu arbeiten, ohne sich erst an abweichende Gegebenheiten gewöhnen zu müssen.

Das Laboratorium befand sich im Keller. Kull und Carrenna erreichten ihn mit einem Fahrstuhl, der groß genug war, um auch als Lastenaufzug verwendet zu werden.

Ein großer, sauberer Raum, neonlichtdurchflutet, mit langen Arbeitstischen, einem Gaschromatographen und den teuersten und modernsten Apparaturen. Einige waren speziell von Professor Kull entwickelt worden. Nur er und einige wenige Männer wußten sie zu bedienen.

In einem gläsernen Behälter brodelte eine wäßrigrote Flüssigkeit: das von Professor Kull entwickelte synthetische Blut.

»Schön«, sagte Kull anerkennend. Er nickte und blickte sich um.

»Sehr schön, Carrenna. Befindet sich nebenan eine Zelle?«

»Ja, Professor.«

»Ist sie zur Zeit leer?«

»Nein, Professor. Es befindet sich jemand darin. Der Mann heißt Ernie Webbster. Er hat versagt.«

Professor Kulls Miene verfinsterte sich; sein Blick wurde eisig.

»Und da lebt er noch?«

»Ich dachte, Sie würden sich seiner gern persönlich annehmen.«

Kull nickte grimmig. »Ja, das werde ich.«

Im Hintergrund des Laboratoriums öffnete sich eine Tür. Ein Mann im karierten Hemd erschien.

»Wer ist das?« wollte Professor Kull wissen.

»Frank Tushing, Sir«, antwortete Bill Carrenna.

Tushing schnappte nach Luft, als er den Professor erblickte. Die Erscheinung dieses Mannes überwältigte ihn. Mit hündischer Unterwürfigkeit kam er näher und wagte dem großen blonden Mann nicht in die Augen zu sehen. Er stammelte etwas von großer Ehre, die einem kleinen Rädchen wie ihm widerfahren würde, und versicherte Kull seine tiefste Ergebenheit.

»War es Ihre Aufgabe, Ernie Webbster zu bewachen?« fragte der Professor.

»Ja, Sir. Ich würde diesem Versager liebend gern den Hals umdrehen.«

»Wie lange gehören Sie meiner Organisation schon an?«

»Noch nicht sehr lange. Erst zwei Monate, aber ich bin bereit, für Sie alles zu tun; wirklich alles, Sir. Wenn Sie wollen, stellen Sie mich auf die Probe.«

»Gut«, sagte Professor Kull entschlossen und wies auf einen

schwarzen Stuhl. »Setzen Sie sich, Tushing!«

Es zuckte kurz in Frank Tushings Gesicht, und er wurde blaß um die Nase, denn er wußte, was das zu bedeuten hatte. Mit diesem Stuhl hatte es eine ganz besondere Bewandtnis.

Dort bekam man Professor Kulls synthetisches Blut!

Frank Tushing zögerte keine Sekunde. Er begab sich zu dem Stuhl und setzte sich, aber es überlief ihn eiskalt, denn ihm war klar, daß er nicht mehr lange zu leben hatte.

Professor Kulls Blut würde ihn nicht umbringen, diese Gefahr bestand nicht. Das Serum war lange getestet worden. Tushing würde sich selbst töten, indem er Ernie Webbster das Leben nahm.

Okay, er war auch dazu bereit. Er war auch bereit, für Professor Kull zu sterben!

Links neben dem Stuhl befand sich der gläserne Behälter mit dem brodelnden synthetischen Blut. Rechts stand ein zweiter gläserner Behälter. Noch war er leer, aber bald würde sich Frank Tushings Blut darin befinden. Ein Austausch stand bevor.

Tushings Blut gegen Professor Kulls synthetischen Lebenssaft.

Was Kull mit dem so gewonnenen Menschenblut machte, entzog sich Frank Tushings Kenntnis. Wurde es im Laboratorium verarbeitet? Diente es zu Forschungszwecken?

Tushing mußte die Arme auf die Stuhllehnen legen. Professor Kull band sie fest. Der Mann, der in Kürze zum Ungeheuer werden würde, sah Kull furchtlos bei den Vorbereitungen zu.

Der Professor arbeitete flink. Bill Carrenna brauchte ihm nicht zu assistieren. Der Wissenschaftler machte alles selbst. Er schloß Schläuche an und schaltete eine Pumpe ein, die fast lautlos zu arbeiten begann.

Frank Tushing schloß die Augen. Würde sich irgendeine Wirkung einstellen? Er war nie dabei gewesen, wenn so ein Blutaustausch stattgefunden hatte. Als letzter hatte hier Charles Fulton gesessen, das wußte Tushing.

Es hatte keine unschönen Szenen gegeben.

Fulton hatte sich nicht gewehrt.

Alles war still und friedlich abgelaufen, denn Charles Fulton war zuvor von Dr. Clive Jordan »behandelt« worden. Und wenn einer von Dr. Jordan kam, dann konnte er nur noch still und friedlich sein, völlig apathisch, ohne jeden Willen.

Denn Clive Jordan hatte diese Lampe in seiner Praxis, mit der man sich alle Patienten gefügig machen konnte.

Diese Lampe war auch eine Erfindung Professor Kulls.

Der Mann ist wirklich ein Genie, dachte Frank Tushing.

Kälte kroch durch seine Adern. Sie erreichte sein Herz. Er riß die Augen auf, beruhigte sich aber sofort wieder und lächelte Professor

Kull an.

»Wie fühlen Sie sich, Tushing?« erkundigte sich der Wissenschaftler.

»Gut, sehr gut, Sir.«

»Das synthetische Blut wird Ihnen in den Kopf steigen und Sie einen Augenblick verwirren, aber das geht schnell vorbei.«

Tushing nickte. »Okay, Professor.«

Augenblicke später war es soweit. Eine Welle schien in Tushings Schädel zu schwappen. Er verdrehte die Augen.

Tushing hatte das Gefühl, in einen gähnenden Abgrund gerissen zu werden, und als er sich wenig später beruhigt hatte und sich erholte, sah er seine Umgebung klarer und schärfer als zuvor.

Er spürte, daß mit ihm eine gewaltige Veränderung vorgegangen war. Er drehte den Kopf und sah, daß der Behälter, der noch vor wenigen Augenblicken leer gewesen war, nun sein Blut beinhaltete.

Dafür war der andere Behälter leer.

In Frank Tushings Adern kreiste nun das synthetische Blut des Professors.

»Alles in Ordnung, Tushing?« fragte Professor Kull.

»Ja, Sir«, krächzte der Mann.

Kull zog ihm die Kanülen aus den Armen und band ihn los. Tushing erhob sich. Er fühlte sich stark. Stark und herzlos. Mitleid mit einem Menschen? Er hatte noch nie viel für andere übrig gehabt, doch nun war sein Herz härter als Granit.

Mitleid mit sich selbst? Nein, das hatte er auch nicht. Er brauchte nur noch einen Auftrag, dann würde er bedenkenlos töten – und sich damit selbst das Leben nehmen.

Obwohl er das wußte, obwohl ihm klar war, daß er keine Zukunft mehr hatte, machte es ihm nichts aus. Der Tod hatte für ihn jeden Schrecken verloren. Er war jederzeit bereit, sein Leben aufzugeben.

»Ernie Webbster ist ein Versager«, sagte Kull schneidend zu Tushing. »Sie wissen, was wir mit Versagern machen.«

»Ja«, knurrte Frank Tushing. »Sie müssen sterben.«

»Sie, Tushing, werden Webbster töten«, sagte Professor Kull.

Der Mann nickte. »Ja, Professor.«

Kull wandte sich an Bill Carrenna. »Holen Sie ihn!«

Carrenna eilte nach nebenan. Er verschwand durch die Tür, durch die vorhin Tushing das Laboratorium betreten hatte. Ernie Webbsters Augen weiteten sich.

»Ist er schon da? Ist Professor Kull schon da?«

»Ja«, sagte Carrenna. »Er will dich sehen!«

»Hören Sie, Carrenna, ich hatte Pech!« schrie Webbster. »Geben Sie mir Gelegenheit zu beweisen, daß ich besser bin, als es den Anschein hat. Pech kann doch jeder mal haben.«

»Sicher, Ernie, sicher«, sagte Bill Carrenna fast jovial.

Sofort war ein Hoffnungsschimmer in Webbsters Augen. »Dann… dann kriege ich die Chance?«

»Du redest am besten persönlich mit Professor Kull.«

»Werden Sie meine Bitte befürworten, Carrenna?«

»Aber ja.«

»O mein Gott, und ich dachte schon…« Webbster wischte sich mit einer fahrigen Bewegung über die Augen. »Das werden Sie nicht bereuen, Mr. Carrenna. Das werde ich Ihnen nie vergessen. Solange ich lebe, stehe ich in Ihrer Schuld.«

Solange du lebst, dachte Bill Carrenna und lachte in sich hinein. Er drückte auf einen Knopf. Die Tür schwang auf. Ernie Webbster trat aus der Zelle.

»Ist der Professor milde gestimmt?« fragte er mit belegter Stimme.

»Du hast heute deinen Glückstag«, behauptete Carrenna. »Da Professor Kull zum erstenmal in London weilt, wird er großzügig über deine Fehler hinwegsehen. Ist so ‘ne Art Amnestie, unter die du fällst.«

Ernie Webbster lachte schrill auf. »Mann, hab’ ich ein Schwein.«

»Ja, Ernie, das hast wirklich nur du. Jedem andern wär’s an den Kragen gegangen. Du mußt ein Sonntagskind sein.«

Carrenna betrat mit dem Ahnungslosen das Laboratorium. Freude über die bevorstehende Pardonierung strahlte auf seinem Raubvogelgesicht.

Wie erschlagen stand Webbster vor Professor Kull. Es fiel ihm schwer, ein Wort zu sagen. Dieser große Mann beeindruckte ihn, schüchterte ihn ein, rang ihm Ehrfurcht und Achtung ab.

»Hier stehe ich vor Ihnen«, sagte Ernie Webbster und breitete die Arme aus. »Ein Sünder, wenn Sie so wollen. Ein Mann, der einen Fehler machte. Ich bereue mein Versagen zutiefst und bin bereit, alles wiedergutzumachen.«

»Zu sühnen«, sagte Professor Kull eiskalt.

»Ja, Sir, auch zu sühnen«, sagte Ernie Webbster und blickte zu Boden.

Professor Kull nickte. »Tushing!«

Tushing? dachte Ernie Webbster irritiert. Er schaute Frank Tushing verwirrt an. Was hat der mit meiner Amnestie zu tun?

Tushing krallte seine Finger in das karierte Hemd und fetzte es sich vom Körper. Das war ein Schock für Ernie Webbster. Es irrlichterte in seinem Blick. Ihm fiel plötzlich auf, daß der Behälter mit dem synthetischen Blut leer war.

Was das bedeutete, wußte Ernie Webbster, bevor es passierte. Bill Carrenna hatte ihn belogen. Von Amnestie war hier keine Rede.

Er sollte hingerichtet werden.

Und Frank Tushing sollte sein Henker sein!

Ein grausames Grinsen huschte über Tushings Züge. Die Hemdfetzen

fielen auf den Boden, und Webbster sah, wie sich seine Haut braun färbte und rissig wurde.

»Neiiin!« brüllte er.

Er sprang zurück, als Frank Tushing die Arme ausbreitete, und wollte die Flucht ergreifen. Aber wohin? Wohin sollte er fliehen? Es gab für ihn keinen Weg in die Freiheit, dafür sorgten Bill Carrenna und Professor Kull.

Carrenna packte ihn und lachte schnarrend. »Wohin willst du denn?«

»Mr. Carrenna, Sie haben mir versprochen… O mein Gott.«

»Ich habe gelogen«, sagte Carrenna kalt. »Ich hoffe, du nimmst mir das nicht übel.«

»Du Schwein! Du elendes, dreckiges Schwein!« Webbster wollte auf Carrenna einschlagen, doch dieser versetzte ihm einen derben Stoß, der ihn in die unmittelbare Nähe des Monsters beförderte.

»Du brauchst keine Angst vor Frank Tushing zu haben«, sagte Bill Carrenna grinsend. »Er ist dein Freund!«

Webbster hörte hinter sich einen ächzenden Laut. Ihm war, als hätte ihn jemand mit Eiswasser übergossen. Er drehte sich um.

Der Horror raubte ihm fast den Verstand. Aus Tushings Brust wuchs ein roter, ekelhafter Wurm.

»Neiiin!« schrie Webbster noch einmal, als Frank Tushing ihn umschlang und an sich preßte.

Und dann brachen sie beide zusammen. Der Mörder und sein Opfer. Beide auf eine grauenvolle Weise miteinander verbunden.

Beide tot.

***

Reglos lag Lance Selby in jenem geflochtenen Wäschekorb, in dem er von Dr. Olive Jordans Praxis zur Schaltzentrale der »Organisation des Schreckens« transportiert wurde.

Er bekam davon nichts mit, denn dieses seltsame Licht hatte sein Bewußtsein ausgeschaltet. Der Kastenwagen bog in die Straße ein, in der sich das unscheinbare dreistöckige Gebäude der Organisation befand.

Per Funksignal öffnete der Fahrer ein Einfahrttor, und wenig später schloß sich das Tor hinter dem Wäschereiwagen wieder. Die Männer stiegen aus, holten den Korb aus dem Transportraum und trugen ihn zum Lastenfahrstuhl.

Damit beförderten sie Lance Selby unter die Erde und in das neonlichtdurchflutete Laboratorium des Professors Kull, in dem sich erst vor wenigen Minuten schreckliche Szenen abgespielt hatten, Bill Carrenna grinste zufrieden, als er den Deckel vom Korb hob und Selby erkannte.

Professor Kull trat neben ihn.

»Darf ich vorstellen?« sagte Carrenna mit stolzgeschwellter Brust.

»Professor Lance Selby. Wir haben ihn lange beobachtet und seine Lebensgewohnheiten studiert. Erst als wir gut über ihn Bescheid wußten, machten wir uns an ihn heran. Es war für ihn unmöglich, die Falle vorzeitig zu durchschauen, die wir gewissenhaft für ihn aufbauten. Nun liegt er hier und weiß noch nichts von seinem Glück.«

Professor Kull nickte Carrenna anerkennend zu. »Sie haben ausgezeichnete Arbeit geleistet.«

»Freut mich, daß Sie das sagen, Sir.«

Die Männer, die Lance Selby gebracht hatten, starrten auf die beiden Leichen, die wenige Meter vom Wäschekorb entfernt auf dem Boden lagen.

Sie arbeiteten gern für die Organisation des Schreckens, denn das brachte ihnen viel Geld ein.

Aber sie hofften natürlich, daß sie niemals ein solches Schicksal ereilen würde wie Frank Tushing. Gleichzeitig wußten sie jedoch, daß sie nicht ablehnen konnten, wenn Carrenna ihnen einen diesbezüglichen Befehl gab.

Sie würden einem Blutaustausch zustimmen müssen. Als sie in die Organisation des Schreckens eintraten, mußten sie schwören, jederzeit ihr Leben für Professor Kull zu geben.

Und diesen Schwur durften sie nicht brechen, sonst erwartete sie eine grausame Strafe.

Professor Kull befahl den beiden Männern, Lance Selby aus dem Wäschekorb zu heben und auf den im Boden verankerten Stuhl zu setzen.

Kulls Augen verengten sich. Er verlangte von Bill Carrenna, den Parapsychologen festzubinden.

Lance Selbys Kopf hing nach vorn. Der Professor schien tot zu sein. Aber noch war er das nicht. Noch schlug sein Herz, noch atmete er, wenn auch nur ganz flach. Noch lebte er, doch das sollte nicht so bleiben, denn Professor Kull hatte schreckliche Pläne mit ihm.

Die Operation Peckinpah!

Professor Kull wies auf die Leichen und befahl den Männern, die Selby gebracht hatten: »Schafft sie weg.«

Die Männer holten Tushing und Webbster. Sie trugen die Toten aus dem Laboratorium, betraten mit ihnen einen angrenzenden Raum, in dem es ein Bleimantelbecken gab.

Eine glasklare Flüssigkeit befand sich darin.

Wasser, hätte man meinen können.

Seitlich am Becken war eine Rutsche mit geringer Neigung angebracht. Man mußte sich vor Spritzern in acht nehmen, denn sie hatten verheerende Folgen. Deshalb legten die Männer die Toten auch sehr vorsichtig auf die Metallrutsche und sorgten dafür, daß die

Leichen ganz langsam in das Becken glitten.

Sobald die Körper mit der harmlos aussehenden Flüssigkeit in Berührung kamen, brodelte sie auf und zischte laut. Blasen bildeten sich.

Sekunden später erinnerte nichts mehr an die Existenz von Frank Tushing und Ernie Webbster. Es schien sie nie gegeben zu haben.

Die beiden Männer kehrten ins Laboratorium zurück, um neue Befehle von Professor Kull oder Bill Carrenna entgegenzunehmen.

Doch Carrenna entließ sie mit einer knappen Handbewegung.

»Geht! Und nehmt den Korb mit!«

Die Männer entfernten sich.

Lance Selby hing noch immer wie tot auf dem Stuhl. Wenn er nicht festgebunden gewesen wäre, er wäre vermutlich nach vorn gekippt und zu Boden gefallen.

»Die Spritze!« verlangte Professor Kull.

»Sofort«, sagte Bill Carrenna und öffnete einen Glasschrank. Das Serum, das Professor Kull dem Parapsychologen injizieren würde, würde Selby aus seinem langen Schlaf wecken.

Carrenna nahm eine Glasphiole zur Hand. Was sich darin befand, war in einem der Laboratorien des Professors entwickelt worden.

Carrenna konnte sich nur immer wieder über den Erfindungsgeist und den Einfallsreichtum des Professors wundern.

Er blickte zu diesem Mann auf wie zu einem Gott.

Ich werde viel von ihm lernen, dachte er. Mit Fleiß und Eifer werde ich ihm so nahe kommen wie kein anderer. Dann bin ich die Nummer zwei in der Organisation des Schreckens.

Professor Kull an der Spitze. Und ich gleich darunter! Ein Ziel, für das sich jede Mühe lohnt!

Er zog die trübe Flüssigkeit in die Spritze und brachte sie dem Wissenschaftler. Professor Kull stach dem Bewußtlosen die Kanüle in die Halsschlagader und drückte langsam auf den Kolben.

Schlagartig setzte die Wirkung ein.

Als Professor Kull die Einwegspritze wegwarf, zuckte Lance Selby bereits. Seine Reflexe erwachten. Er tat einen tiefen Seufzer und hob den Kopf, als wäre er schrecklich müde.

Bleischwer schienen seine Augenlider zu sein. Es fiel ihm nicht leicht, die Augen zu öffnen. Sein Mund klaffte auf, die Zunge glitt über die Lippen. Es hatte den Anschein, als hätte er Durst.

Professor Kull kannte die Wirkung seiner Droge. »Geben Sie ihm etwas zu trinken. Am besten Wasser«, sagte er zu Bill Carrenna.

Carrenna holte ein Glas und füllte es mit kaltem, klarem Wasser.

Er setzte es Lance Selby an die Lippen. »Trinken Sie, Selby.«

Automatisch begann der Parapsychologe zu schlucken, und mit jedem Schluck fühlte er sich besser. Seine Lebensgeister erwachten.

Das Wasser schwemmte die Müdigkeit aus seinen Gliedern.

Eben noch hatte er sich furchtbar schläfrig gefühlt, nun war er hellwach, und sein Denkapparat funktionierte wieder. Rückblenden setzten ein: Der Student mit den Kaugummis. Die rasenden Zahnschmerzen.

Der Weg zu Dr. Wim Wissney. Dann die Praxis von Dr. Clive Jordan. Die Lampe. Das Licht. Dieses seltsame, alles auslöschende Licht.

Und nun…

Wieder Licht. Aber ein anderes. Neonlicht. Kalt und hell. Ein Laboratorium. Zwei Männer, die Lance nicht kannte.

»Wo bin ich?« Diese Frage drängte sich ihm auf.

Professor Kull lächelte. »Bei Freunden.«

»Und wie heißen diese… Freunde?«

»Ich bin Professor Kull. Das ist Bill Carrenna. Er leitet hier in London den Stützpunkt meiner Organisation des Schreckens.«

Lance Selby sah den Wissenschaftler verwirrt an.

Professor Kull lachte. »Sie verstehen kein Wort, wie?«

»Allerdings nicht.«

»Sie haben noch nie von mir und meiner Organisation gehört.«

»Nein«, sagte Lance. »Was ist das für eine Organisation? Welche Ziele verfolgt sie?«

»Die Stützpunkte sind über die ganze Welt verstreut. Nun gibt es einen weiteren hier in London. Tja, welche Ziele verfolgt die Organisation des Schreckens? Das ist eine gute Frage, Selby. Die Organisation dient mir als Instrument. Sie hilft mir, meine Pläne zu verwirklichen.«

»Was sind das für Pläne?« bohrte Lance weiter.

»Nun, mein vordringlichstes Ziel ist es, eines Tages die Weltherrschaft zu übernehmen. Die Menschheit muß von einer starken Hand geführt werden. Von meiner Hand. Darauf arbeite ich hin. Irgendwann werde ich dieses Ziel erreichen… Die Herrschaft über die ganze Welt!« Professor Kulls Augen glänzten fanatisch. »Ich baue ein Imperium des Schreckens, des Grauens und des Verbrechens auf!« sprach der Professor weiter. »Fast täglich dehne ich meinen Einflußbereich aus. Wer sich mir in den Weg stellt, wird einfach niedergewalzt. Ich bin nicht aufzuhalten. Eines Tages werde ich die Menschheit beherrschen. Aber das werden Sie nicht erleben, Selby, denn Ihre Stunden sind gezählt.«

»Warum?« fragte der Parapsychologe. »Ich kann in Ihren Augen doch nur ein kleines, unbedeutendes Licht sein.«

»Das ist richtig. Sie sind unwichtig, Selby. Ein Nichts. Ein Niemand. Ich würde Ihnen nicht die geringste Beachtung schenken, wenn Sie nicht mit Tucker Peckinpah befreundet wären.«

»Ach, ich verstehe. Auf ihn haben Sie es abgesehen.«

»Genau. Ich werde alles, was Peckinpah gehört, übernehmen. Ich werde es mir nach seinem Tod aneignen.«

»Nach seinem Tod? Soviel ich weiß, erfreut er sich noch bester Gesundheit.«

»Das stimmt. Deshalb werden Sie dafür sorgen, daß das nicht so bleibt.«

»Sie glauben doch nicht im Ernst, daß Sie mir befehlen können, ich solle Tucker Peckinpah etwas antun!« sagte Lance Selby spöttisch.

Professor Kull lachte. »Sie wissen nicht, mit wem Sie es zu tun haben, Selby.«

»Doch. Mit einem Verrückten.«

Das trug dem Parapsychologen einen Faustschlag ins Gesicht ein.

Er spürte den süßlichen Geschmack von Blut in seinem Mund. Ein gefährliches Glitzern befand sich in Professor Kulls Augen.

»Nennen Sie mich nie wieder einen Verrückten, Selby!« zischte er.

»Nie wieder!« Er kämpfte seine Wut nieder und rang sich ein hochnäsiges Lächeln ab. »Ich bin Wissenschaftler, Forscher, ein Genie. Ich, habe Dutzende von Erfindungen gemacht. Eine davon ist jene Lampe in Dr. Jordans Praxis, deren Licht Ihr Bewußtsein auslöschte. Mein Ideenreichtum ist unerschöpflich. Mir sind keine Grenzen gesetzt, nichts ist mir unmöglich…« So kann nur ein Verrückter reden, dachte Lance Selby, aber er sprach es aus verständlichen Gründen nicht laut aus.

Professor Kull starrte ihn durchdringend an. »Sie werden Tucker Peckinpah für mich töten. Zu Ihnen hat er vollstes Vertrauen. Sie kommen nahe genug an ihn heran.«

Lance Selby schüttelte heftig den Kopf. »Soweit kriegen Sie mich niemals!«

Professor Kull schmunzelte. »Mein lieber Selby, man sollte niemals nie sagen, wenn man die Möglichkeiten des Gegners nicht kennt. Stellen Sie sich einen Vater und seinen Sohn vor. Das Verhältnis zwischen den beiden ist vorbildlich. Sie sind ein Herz und eine Seele. Es gibt zwar hin und wieder kleine Reibereien, wie sie auf Grund des Altersunterschieds schon mal vorkommen können – einfach Generationskonflikte –, aber im großen und ganzen halten die beiden zusammen wie Pech und Schwefel. Können Sie sich vorstellen, daß solch ein Sohn hingeht und seinen Vater eiskalt umbringt?«

»Nein.«

»Und doch ist es passiert. Weil ich es wollte.«

»Um wen handelt es sich konkret?« wollte Lance Selby wissen.

»Um jemanden, den Sie und ein Großteil der Welt kennen: der Vater heißt John Fulton, der Sohn Charles.«

»Charles Fulton hat seinen Vater in Ihrem Auftrag umgebracht?«

fragte Lance Selby ungläubig. »Wann? Wo? Wie?«

Professor Kull schnippte mit dem Finger und sagte zu Bill Carrenna: »Erzählen Sie es ihm. Aber in allen Details, damit er sich auskennt.«

Und als Bill Carrenna mit seinen Ausführungen begann, schnürte sich Lance Selbys Kehle von Sekunde zu Sekunde schmerzhafter zusammen.

Verdammt ja, so würde es funktionieren. So konnte Professor Kull auch aus ihm einen Mörder machen. Großer Gott, dieser Wahnsinnige war schlimmer als der Teufel!

Als Carrenna geendet hatte, lachte Professor Kull höhnisch. »Sind Sie noch immer der Auffassung, ich könnte Ihnen keinen Mordbefehl erteilen? Sie werden zu Tucker Peckinpah gehen, obwohl Sie wissen, daß der Mord auch Sie das Leben kostet. Auf dem Stuhl sitzen Sie schon, Selby. Hier werden wir den Blutaustausch vornehmen. Wenn Sie dieses Laboratorium verlassen, werden Sie nur noch ein Ziel haben… Und ich werde Tucker Peckinpahs Erbe antreten!«

Lance war sprachlos und erschüttert. Er war diesem irrsinnigen Wissenschaftler ausgeliefert. Wie sollte er aus dieser verfluchten Klemme herauskommen?

Er sah keine Möglichkeit.

Sollte er wirklich so enden, wie es ihm Professor Kull prophezeite?

Er dachte verzweifelt an Oda und an seine anderen Freunde. Sie würden nie von seiner verzweifelten Situation erfahren.

Er konnte hier, in diesem unterirdischen Laboratorium so laut um Hilfe brüllen, wie er wollte. Niemand würde es hören.

Verloren! hämmerte es in seinem Kopf. Du bist verloren! Du hast keine Chance mehr!

»Einen kurzen Aufschub haben Sie noch«, sagte Professor Kull.

»Kurz bevor Sie hier eintrafen, hatte ich für das synthetische Blut, das für Sie bestimmt war, eine andere Verwendung. Das bedeutet, daß ich erst wieder neues Kunstblut herstellen muß. Ich hoffe, es interessiert Sie, dabei zuzusehen.«

Ein Aufschub mit Seelenqualen und Verzweiflung, dachte Lance Selby. Und dann der Tod – für Tucker Peckinpah und mich…

***

Lydia öffnete und blickte den mehr als zwei Meter großen Hünen mit den Silberhaaren beeindruckt an. Silberne Haare! Es mußte sich um eine Perücke handeln. Wohl der letzte Modegag.

»Ja, bitte?« fragte sie freundlich.

»Zu Dr. Clive Jordan«, sagte Mr. Silver.

»Sind Sie angemeldet?«

»Nein.«

»Haben Sie Schmerzen?«

»Auch nicht.«

»Dann kann ich Ihnen nur einen Termin geben…«

»Ich pfeife auf Ihren Termin, Lady«, sagte Mr. Silver ungehalten.

Für gewöhnlich war er Frauen gegenüber nicht so unhöflich, aber hier ging es um Lance Selby, und in Dr. Wim Wissneys Ordination war eine große Schweinerei passiert, mit der Dr. Jordan höchstwahrscheinlich zu tun hatte.

Freundlich sein – okay. Aber am richtigen Ort mit den richtigen Leuten.

Der Ex-Dämon schob Lydia kurzerhand zur Seite und trat ein.

»Sir!« protestierte das Mädchen. »Das geht nicht! Wenn Sie keinen Termin haben… Was sind denn das für Manieren?«

Mr. Silver rammte die Tür zum Behandlungsraum mit großer Wucht auf. Er warf sie gegen die Wand, daß es krachte. Clive Jordan drehte sich erschrocken um.

»Was fällt Ihnen ein, hier so hereinzuplatzen?« herrschte er den Hünen an.

»Dr. Clive Jordan?«

»Ja, der bin ich, und wer sind Sie?«

»Mr. Silver!«

Lydia erschien. »Clive, ich habe versucht, ihn aufzuhalten, aber er schob mich einfach zur Seite!«

»Was wollen Sie, Mr. Silver?« fragte Jordan spröde.

»Ich war bei Dr. Wim Wissney. An seiner Ordinationstür steht Ihre Adresse.«

»Das ist richtig. Dr. Wissney hat mich gebeten, ihn vorübergehend zu vertreten.«

»Das ist eine Lüge, Jordan!«

»Was erlauben Sie sich?« schrie Clive Jordan erbost.

»Ich habe mit Dr. Wissney gesprochen. Der Mann war gefesselt. Zwei Kerle haben ihn überfallen, erzählte er mir. Maskierte, mit einem Emblem auf der Brust: PK. Sie waren ganz in schwarzes Leder gekleidet und mit Revolvern bewaffnet. Ich erwarte von Ihnen, daß Sie mir die Namen der beiden nennen.«

Jordan lachte schrill. »Was erwarten Sie von mir? Wie soll ich denn wissen, wer die beiden Kerle sind?«

»Sie haben Ihre Mistfinger in dieser Sache drin!« behauptete Mr. Silver.

»Jetzt reichen mir Ihre Frechheiten aber!« brüllte Jordan.

»Verlassen Sie auf der Stelle meine Praxis.«

»Ich bin mit Ihnen noch nicht fertig, Jordan.«

»Aber ich mit Ihnen! Gehen Sie, sonst rufe ich die Polizei!«

»Die Polizei«, sagte der Ex-Dämon und grinste. »Ausgerechnet Sie, wo Sie soviel Dreck am Stecken haben!«

»Ich verbiete Ihnen…«

»Nichts werden Sie mir verbieten, Jordan!« fiel Mr. Silver dem Zahnarzt schroff ins Wort. »Reden werden Sie! Meine Fragen werden Sie beantworten, sonst drehe ich Sie durch den Wolf!«

Der Ex-Dämon trat zwei Schritte näher. Clive Jordan lehnte am Behandlungsstuhl. Seine Augenlider flatterten. Er fürchtete den Hünen, wollte es jedoch nicht zeigen.

Die Lampe! schoß es ihm durch den Kopf. Mit Professor Kulls Licht kannst du diesen Muskelberg ausschalten. Aber es muß blitzschnell gehen.

Er zögerte noch mit dem Einsatz des geheimnisvollen Lichts mit der umwerfenden Wirkung, denn er wollte Mr. Silver völlig überraschen.

»Wer waren die beiden Kerle?« fragte der Ex-Dämon.

»Ich weiß es nicht. Ich habe damit nichts zu tun.«

»Ihr Name steht an Wissneys Tür.«

»Dafür kann ich doch nichts. Ich habe nichts damit zu tun!«

»Was heißt PK?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Wo ist Lance Selby?«

»Wer?«

»Professor Lance Selby!«

»Nie gehört diesen Namen.«

»Ich warne Sie, Jordan! Lance Selby ist mein Freund, und Sie haben mit ihm irgendein krummes Ding gedreht. Sie sollten sich schuldig bekennen, sonst könnte es passieren, daß ich's aus Ihnen herausprügle, und meine Handschrift ist fürchterlich. Vielleicht gehen Sie wochenlang auf Krücken, wenn ich mit Ihnen fertig bin!«

Clive Jordan biß sich auf die Unterlippe. Er spannte unmerklich die Muskeln, federte einen Schritt zur Seite und richtete die Lampe blitzartig gegen den Ex-Dämon.

Professor Kulls Licht fraß sich in Mr. Silvers Pupillen. Er spürte – obwohl er kein Mensch war – den verderblichen Einfluß, der ihn jedoch nicht umzuwerfen vermochte.

Aber er hatte damit ein weiteres Puzzleteilchen in die Hand bekommen. Er konnte sich ungefähr vorstellen, was in dieser Praxis lief.

Lance Selby kam mit rasenden Zahnschmerzen hierher Dr. Jordan forderte ihn auf, sich in den Behandlungsstuhl zu setzen, und dann tat dieses verdammte Licht seine Wirkung!

Wut wallte in Mr. Silver auf. Eine dunkle Glut entstand in seinen perlmuttfarbenen Augen, aus denen in der nächsten Sekunde zwei Feuerlanzen schossen. Sie bohrten sich zischend in die Lampe und zerstörten sie.

Glas splitterte, Kunststoff schmolz, das Licht erlosch, Rauch stieg träge aus der Lampe und schwebte zur Decke.

Dr. Jordan konnte nicht glauben, was er soeben gesehen hatte.
Zum Teufel, was war denn das für ein Kerl? Silberhaare, Feuerblick … Großer Gott, das war kein Mensch.

Und dieser Nicht-Mensch hatte vorhin behauptet, Lance Selbys Freund zu sein. Eine Katastrophe! Das ganze Projekt war in Gefahr!

Clive Jordan starrte Mr. Silver entgeistert an. Er war so durcheinander, daß er nicht wußte, was er tun konnte.

War er diesem kräftigen Hünen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert?

Jordan zitterte wie Espenlaub.

Jetzt war guter Rat teuer.

Flucht wäre die einzige Rettung gewesen, aber Mr. Silver sah nicht so aus, als würde er ihn einfach ziehen lassen.

Die Hand des Ex-Dämons schoß vor. Seine Finger krallten sich in Jordans Hemd. Er riß den Mann an sich und knurrte: »So, und nun wird Tacheles geredet!«

Da begriff Clive Jordan, daß er nur noch eines tun konnte…

***

Professor Kull arbeitete schnell und sicher. Er hatte die Formel des synthetischen Blutes im Kopf. Bill Carrenna assistierte dem Wissenschaftler.

Langsam begann sich der bauchige Behälter mit dem ausgefilterten synthetischen Blut zu füllen. Das Ganze erinnerte Lance Selby irgendwie ans Schnapsbrennen.

Doch was hier entstand, war wesentlich gefährlicher als Schnaps.

Eine Teufelsdroge wurde hier produziert. Kein Rauschmittel, sondern ein Höllensaft, der aus einem Menschen eine mordende Bestie machte.

Lance Selby schluckte trocken. Er nahm im Geist Abschied von seinen Freunden, die er nicht wiedersehen würde.

Nur Tucker Peckinpah würde er noch einmal, ein allerletztes Mal sehen. Er würde ihm gegenübertreten – als sein Mörder!

Töten! Töten! Töten!

Es ging ihm nicht aus dem Kopf. Professor Lance Selby, ein grausamer Mörder. Nie hätte er sich träumen lassen, daß es dazu einmal kommen könnte. Frank Esslin fiel ihm ein.

Der WHO-Arzt aus New York hatte Tony Ballards engstem Freundeskreis angehört. Wie Roxane, wie Oda, wie Mr. Silver, wie Vladek Rodensky, der in Wien lebte.

Frank Esslin… Immer war er ein Kämpfer auf der Seite des Guten gewesen. Und dann war ihm dieses Mißgeschick auf dem Schiff der schwarzen Piraten passiert. [2]

Rufus, der Dämon mit den vielen Gesichtern, hatte sich – als ihn Mr. Silver in die Enge trieb – mit Frank Esslin zerstört und damit in Sicherheit gebracht.

Das hatte für Frank schreckliche Folgen.

Er war danach nicht tot, lebte aber auch nicht mehr. Erst mit Hilfe der Totenuhr erweckte ihn Rufus wieder zum Leben, und seitdem stand Frank auf der schwarzen Seite, auf der Seite des Bösen. Ein Söldner der Hölle war aus ihm geworden. Aus ihm, dem lauteren Mann, der das Schlechte immer verachtet und bekämpft hatte.

Rufus hatte Frank Esslin mühelos umgedreht.

Und ebenso mühelos würde es für Professor Kull sein, aus seinem Gefangenen einen Mörder zu machen.

***

Oda hatte das Gefühl, auf glühenden Kohlen zu gehen. Wie lange war Mr. Silver schon weg? Wieso rief er nicht an? Er mußte doch schon längst bei Dr. Wissney eingetroffen sein. Die weiße Hexe verschränkte nervös ihre Finger, löste sie, verschränkte sie wieder.

Ihr Blick wanderte hilflos durch den leeren Raum. Es kam öfters vor, daß sie allein war, weil Lance irgendwo einen Vortrag zu halten hatte, aber da wußte sie wenigstens, wo er war.

Diesmal war es anders, deshalb empfand sie die Leere des Raumes deprimierend, bedrückend.

Sie starrte das Telefon an, als wollte sie es hypnotisieren. »Ruf an, Lance«, flüsterte sie. »Ich bitte dich, ruf an, damit meine Angst ein Ende hat.«

Nichts geschah.

Der Apparat blieb stumm, und damit blieb auch die Angst…

***

»Wo ist Lance Selby?« herrschte Mr. Silver den Zahnarzt an. »Machen Sie den Mund auf, Jordan, sonst lernen Sie mich kennen!«

»Selby ist nicht mehr hier.«

»Aber er war hier.«

»Ja… ja doch.«

»Sieh einer an. Vorhin wollten Sie ihn nicht gekannt haben. Er hatte heftige Zahnschmerzen. Wieso? Wodurch wurden sie hervorgerufen?«

»Ein junger Mann bat ihn, an einem Geschmackstest teilzunehmen.«

»Einer Ihrer Freunde?«

»Ja.«

»Und was gab er Selby zum Testen?«

»Präparierte Kaugummis.«

»Worauf sich rasende Zahnschmerzen einstellten, die den Parapsychologen zwangen, seinen Zahnarzt aufzusuchen. Aber man sorgte dafür, daß Dr. Wissney verhindert war, und Sie waren so freundlich, für Wim Wissney einzuspringen. Lance nahm ahnungslos in diesem Marterstuhl Platz, und Sie ›behandelten‹ ihn mit dieser gottverdammten Lampe. Ist das richtig?«

»Ja.«
»Und weiter? Warum passiert das alles? Dafür muß es doch einen Grund geben!«
Clive Jordan schwieg.
»Was bewirkte das Licht der Wunderlampe?«
»Es schaltete Selbys Bewußtsein aus«, antwortete Jordan.
»Wo befindet sich Professor Selby jetzt? Wohin wurde er gebracht?«
Wieder schwieg Jordan.
»Mann, reden Sie, oder ich schlage Ihnen jede Silbe einzeln aus dem Schädel!«
Jordan preßte die Kiefer zusammen, als wollte er um jeden Preis verhindern, daß ihm noch ein Wort entschlüpfte. Mr. Silver verlor die Geduld mit ihm. Als er massiv werden wollte, knirschte es plötzlich in Clive Jordans Mund.
Ein heftiger Ruck ging durch den Körper des Zahnarztes. Er bäumte sich in Mr. Silvers Griff auf, seine Augen weiteten sich in heller Panik, und dann erschlaffte er.
Nun hatte er sich doch noch aus dem Staub gemacht.
Mit Hilfe von Zyankali.
Die Kapsel mußte sich in einem seiner Zähne befunden haben.

***

»Holen Sie den zweiten Behälter, Carrenna«, verlangte Professor Kull.
Der Mann brachte den Glasballon und stellte ihn neben Lance Selby.
»In Kürze wird sich darin Ihr Blut befinden«, sagte Bill Carrenna.
Der Parapsychologe sollte wissen, was ihm bevorstand. Es sollte diesbezüglich kein Geheimnis geben.
Professor Kull tippte mit dem Fingernagel auf den Glasbehälter, der sich langsam mit dieser wäßrigroten Flüssigkeit füllte.
»Hier«, sagte er. »Ihr neuer Lebenssaft. Er wird zahlreiche Veränderungen in Ihrem Körper hervorrufen. Zum Beispiel werden Sie immun sein gegen jede Art von Kugeln. Man könnte Sie mit einer Maschinenpistole durchlöchern, Sie würden trotzdem weiterleben. Ich möchte Sie im weitesten Sinne als unverwundbar bezeichnen. Sterben werden Sie erst, wenn Sie Tucker Peckinpah umarmen. Peckinpah, Ihren und meinen Freund.«
»Sie sind das verabscheuungswürdigste Individuum, dem ich je begegnet bin, Professor Kull!« sagte Lance Selby.
Diesmal schlug der Wissenschaftler nicht zu.
»Es kümmert mich nicht, wenn eine Kröte quakt«, sagte er von oben herab und wandte sich dem Behälter zu, in den das synthetische Blut tropfte. Jeder Tropfen brachte Lance Selby dem Tod näher.
Lebwohl, Oda! dachte der Parapsychologe, und sein Herz krampfte sich schmerzhaft zusammen.

Bilder aus der Vergangenheit zogen an seinem geistigen Auge vorbei. Er sah sich mit Tony Ballard – kämpfen, lachen, scherzen. Er sah Mr. Silver, Vicky Bonney, Roxane…

Sie waren die besten Freunde gewesen, die er sich wünschen konnte. Einer war stets für den andern dagewesen. Dieser Zusammenhalt hatte sie stark gemacht. Vielen Gefahren hatten sie getrotzt.

Alle für einen – einer für alle.

Doch nun war er allein und hatte ein schreckliches Ende vor sich.

***

Mr. Silver ließ den Zahnarzt, der sich selbst gerichtet hatte, langsam zu Boden gleiten. Lydia stand entsetzt neben der Tür.

»Clive!« flüsterte sie erschüttert. »O Gott, Clive, was hast du getan?«

Der Ex-Dämon wandte sich ihr zu. Das Mädchen war totenblaß und bebte. Sie hielt sich das Gesicht mit beiden Händen und flüsterte immer wieder Clives Namen.

Der Zahnarzt konnte dem Hünen mit den Silberhaaren keine Fragen mehr beantworten. Aber Lydia konnte es. Also hielt sich Mr. Silver an sie.

»Was bedeuten die Buchstaben PK?« fragte er.

»Professor KulL«, sagte Lydia mit tonloser Stimme.

»Wer ist Professor Kull?« wollte der Ex-Dämon wissen.

Das Mädchen sagte es ihm und sprach von der Organisation des Schreckens, der auch sie angehörte. Sie stand unter einem schweren Schock. Sie hätte den Mund halten müssen.

Verräter ereilte ein schreckliches Los.

Aber sie war so durcheinander, daß sie kaum denken konnte. Wie ein Automat antwortete sie. Mr. Silvers Fragen glichen einem Knopfdruck, auf den sie reagierte.

»Was hat man mit Lance Selby gemacht?« wollte Mr. Silver wissen.

»Zwei Männer haben ihn mit einem Wäschekorb abgeholt«, antwortete Lydia.

»Und wohin haben sie ihn gebracht?« fragte der Ex-Dämon gespannt.

Das Mädchen wollte ihm auch darauf antworten, doch plötzlich hämmerten rasche Schritte heran, und dann erschien ein blonder Mann in der Tür. Entweder hatte er eine Rauferei oder einen Unfall hinter sich.

Sein T-Shirt war jedenfalls völlig zerfetzt, sein Oberkörper fast nackt. Als Lydia ihn erblickte, schaltete sie sofort.

»Bob!« schrie sie gellend. »Hilf mir! Er hat Clive auf dem Gewissen! Er hat Clive Jordan gezwungen, Selbstmord zu verüben!«

Das stimmte zwar nicht, aber Bob glaubte es, und darauf kam es an. Der Blonde sah den toten Zahnarzt, und dann richtete sich sein haßerfüllter Blick auf Mr. Silver.

Ein tierhaftes Knurren entrang sich seiner Kehle.

»Er ist ein Feind der Organisation!« rief Lydia. Damit hatte sie recht und lieferte Bob einen Grund, den Ex-Dämon anzugreifen. Das synthetische Blut in seinen Adern geriet in Wallung, und im selben Moment verfärbte sich seine Haut.

Bob wurde zum Kamikaze-Monster…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 33 »In den Krallen der Tigerfrauen«

[2]Siehe Tony Ballard Nr. 20 »Das Schiff der schwarzen Piraten«